E.A.

Paris

und

Louis Napoleon.

Neue Skizzen

aus dem

Franzöſiſchen Kaiſerreich.

Von

Theodor Mundt.

Erſter Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.

I. Das Paradies der Arbeiter im neuen Kaiserreich. (Die neuen Arbeiter-Café's. Das Café du dix-neuvième Siècle. Der Luxus und die Blouse. Die demokratische Natur des heutigen Luxus. Der französische Arbeiter als Herr des neunzehnten Jahrhunderts. Der Preis-Courant des Arbeiters und der Kaiser. Die Sittenzustände der Arbeiter im Kaiserreich. Die Weltgeschichte des vierten Standes. Die kaiserlichen Organisations-Projecte mit dem Arbeiterstande. Die Umschaffung des Arbeiters zum Cavalier. Das große Weißbrot als Symbol des napoleonischen Arbeiter-Evangeliums. Die Cités ouvrières auf dem Boulevard Mazas und Boulevard Sebastopol. Der französische Arbeiter ist der Soldat der permanenten Anarchie. Die Häuser des Herrn Milhaud. Scheu des Arbeiters vor der Volkskaserne. Das Café Parisien. Weltmännischer Charakter des französischen Arbeiters. Parallele des französischen und deutschen Arbeiters. Eine zeitungslesende Arbeiter-Familie. Die neue Völker-Race des Proletariats. Fortschritte der französischen Arbeiter in ihrer geistigen Bildung. Die cours gratuites pour les ouvriers. Der Arbeiter-Lehrer Doré. Die persönlichen Manieren des Arbeiters. Der Soldat mit dem weißen Pudel. Der Kellner und der Arbeiter. Die Blouse der Talar der arbeitenden Klassen. Die Frauen und Töchter der Arbeiter. Vier Kartenspielerinnen aus dem Volke. Die Schönheit armer Mädchen in Paris. Ein Sonntag-Nachmittag in Passy. Die Arbeiterschenken in Passy. Das Schauspieler-Talent des französischen Arbeiters. Die Rachel. Der Charakter des Arbeiters. Das Berliner Hähnchen und der Pariser Drôle. Projectirter Einfluß des Bieres auf den französischen Arbeiter. Eine Confe-

renz Louis Napoleons mit dem engliſchen Bierbrauer Baß. Streben nach einem Embonpoint der franzöſiſchen Arbeiter. Der restaurateur du peuple. Napoleon III. und Ludwig XVI. Die Ent-Revolutionirung des franzöſiſchen National-Charakters. Die ſociale Organiſation des Proletariats.) S. 1—56.

II. **Die Helena-Medaille und der Napoleon-Cultus.** (Scenen bei der Vertheilung der Helena-Medaille in Paris. Thereſe Figueur, genannt Sans-Gêne. Der alte Tänzer Myon. Beſchreibung der Helena-Medaille. Die Zahl der alten Krieger des Kaiſerreichs in allen Ländern. Die Contingente zu den Armeen des Kaiſerreichs. Ob die Helena-Medaille gegen Deutſchland gemünzt ſei? Das Enſemble der Helena-Medaille mit dem Kriegslager bei Châlons und der Rheinbrücke bei Straßburg. Die Beſtimmungen des Teſtaments von St. Helena. Ein Schreiben des franzöſiſchen Geſandten Baron von Meneval. Das Privat-Vermögen Napoleons I. Tête . . . armée die letzten Worte Napoleons. Die Begegnung der Helena-Medaille mit der Krim-Medaille. Der Napoleon-Cultus von Napoleon III. geſtiftet. Das Monument der Königin Hortenſe in Rueil. Eine Statue der Kaiſerin Joſephine auf der Inſel Martinique. Der Capitaine Dulac. Der Kaiſer als napoleoniſcher Reliquienſammler. Das Muſeum der Souveraine im Louvre. Eine Induſtrie-Ausſtellung der königlichen Würden. Die Eiſenkrone Hunalds und der Degen Ludwigs XVI. Der Schraubſtock Ludwigs XVI. Der Schuh Marie Antoinette's. Der Regenſchirm Louis Philipps. Der napoleoniſche Kaiſerſaal des Louvre. Die neue Legitimität des Säbels. Die Krone der Univerſal-Monarchie. Ein Hut Napoleons aus der Campagne von 1814. Der Bourgeois-Hut von der Inſel Helena. Das Schweißtuch Napoleons I. Die Kinder-Garderobe des fils de l'homme. Der Code Napoléon. Andacht der franzöſiſchen Bauern zu den Kaiſer-Reliquien. Der Tod zu St. Helena als Volksmythus. Die Wiederauferſtehung des großen Empereur.). S. 57—88.

III. **Scenen aus dem Lager von Châlons.** (Das permanente Lager. Strategiſche Bedeutung zur Hauptſtadt und zu den Grenzen Deutſchlands. Die Garden. Châlons, das alte Catalaunium. Die Eroberungszüge Attila's und Napoleons I. gegen die deutſchen Völker. Die Schlacht Attila's in den catalauniſchen Gefilden. Das Terrain. Ausgrabungen von Alterthümern und Attila-Medaillen. Das Zelt Napoleons III. Peliſſier, Duc von Malakoff. Der Kaiſer. Lagerleben. En partant pour la Syrie. Der ausgeriſſene Hengſt. Die amerikaniſche Eiſenbahn im Lager. Das diplo-

matische und mechanische Talent des Kaisers. Die Cafes und Vergnügungs-Etablissements im Lager. Die ouvrages blancs. Mabille de Mourmelon. Die mères Moreau. Das Café Malakoff. Die Kaiserin Eugenie im Lager. Das Verhältniß des Kaisers und der Kaiserin. Das Lager-Theater. Eine Pantomime der Zuaven. Die Messe vor dem Altar des Camp. Militair-Gewalt und Katholizismus. Der militairische Charakter der französischen Armee. Zusammenleben des Kaisers mit den Soldaten im Lager. Gefährliche Bedeutung der Militair-Lager im Frieden. Besuch des Herzogs von Cambridge im Lager von Châlons. Die französische und englische Armee. Sorge des Kaisers für die Nahrungsverhältnisse der Soldaten. Das Café-Fest der Zuaven. Spazierritt des Kaisers und der Kaiserin durch das Lager. Prinz Napoleon, und sein Verhältniß zum Kaiser. Die großen Manoeuvres. Des Kaisers Tagesbefehl in Châlons. Napoleon III. als Militair. Die neue Kaiser-Politik. Das napoleonische Programm gegen Deutschland. Die Rheinbrücke bei Kehl. Horace Vernet's Gemälde des Lagers bei Châlons.) . . . . . S. 89—138.

IV. Die Hof-Oper des neuen Kaiserthums. (Der Untergang der italienischen Oper in Paris. Napoleon III. kein ästhetisch kokettirender Tyrann. Erinnerung an die italienische Oper unter Louis Philipp. Die Verdi'sche Musik in Paris. Madame Nantier-Didier. Das neue Kaiserreich ist kein Reich der Musik. Spontini und Napoleon I. Napoleon III. und die Kunst. Die neuen Menschen im zweiten Empire. Die Prostitutions-Dramatik als Oper des neuen Kaiserthums. Die neuen Menschen und die neuen Sclaven. Die viveurs de Paris. Xavier de Montépin. Das Ziel der Lebemänner ist der allgemeine Sieg der Prostitution in der Gesellschaft. Das galante Böhmen. Die niedere Bohème. Der Unterschied zwischen Viveur und Roué. Der Viveur, der Mann des Kaiserreichs. Die Sittlichkeit am heutigen Kaiserhofe. Die Wiederaufnahme des Räuber-Romans in Paris. Die Ritter vom Nebel. Die Polizei. Der Kaiser und Schiller's „Ideale.") . . . . . S. 139—172.

V. Fiammina, Madeleine Brohan und das Theater. (Die gesellschaftlichen Fragen in der Literatur. Fiammina von Mario Uchard. Madeleine Brohan. Augustine Brohan. Das Feuilleton der Madeleine Brohan. Amazone und Magdalene. Das französische Theater als Photographie der heutigen socialen Verderbniß. Das Recensenten-Boudoir Jules Janin's. Der Salon von Madeleine Brohan. Veränderungen im französischen Schauspielerstand. Fechter. Die

Blüthe des französischen Theaters. Die französische und deutsche Manier des Spiels.) . . . . . S. 173 – 208.

VI. **Der neue Louvre-Bau und die Chapelle expiatoire.** (Louis Napoleon als Baumeister von Paris. Das neue Straßen-System. Das divide et impera Louis Napoleons in der räumlichen Zertheilung der Volksmassen. Der Umbau der Cité. Die Vollendung des Louvre. Visconti, Lefuel und Simart. Die Jeauguirationsrede des Kaisers. Der Kaiser und die Monumente Frankreichs. Das Wohnhaus der Könige und die Nation. Schwierigkeit und Kunst des neuen Bauwerks. Der Mangel des Parallelismus. Das napoleonische System als Architektur. Die Glossen der Pariser über den neuen Prachtbau. Die Architektur des Parvenu. Die Restauration der Sühne-Kapelle in der Rue d'Anjou durch Louis Napoleon. Die Marmorbilder Ludwigs XVI. und Marie Antoinette's. Das Mausoleum der Revolution. Die erste Ruhestelle der königlichen Asche. Historische Erinnerungen. Die Asche Napoleon's I. und Louis Philipps.) S. 209 – 232.

I.

Das Paradies der Arbeiter im neuen Kaiserreich.

Es ist durchaus darauf abgesehn, den Arbeiter im neuen Kaiserreich zu einem großen Herrn zu machen. Die neuen, beispiellos glänzenden Arbeiter-Cafés, die seit Kurzem in Paris entstanden sind, können als ein Beweis angesehen werden, wie sehr man es dieser Klasse jetzt dort vergönnen will, in einem gewissen äußeren Comfort mit den höheren Ständen zu wetteifern, oder dieselben sogar durch eine niegesehene, fast feenhafte Pracht der Vergnügungs-Etablissements zu übertreffen. Denn sämmtliche Cafés der eleganten Welt in Paris sind plötzlich durch zwei völlig riesenhafte Schöpfungen dieser Art, die sich vorzugsweise zu einem Erholungsort für die arbeitenden Klassen bestimmt haben, in Schatten gestellt und im Vergleich mit diesen neuen Arbeiter-Cafés zu altmodischen und ärmlichen Räucherhöhlen herabgedrückt worden.

Es ist dies das Café du dixneuvième Siècle auf dem neuen Boulevard du Strasbourg und das Café Parisien ou le plus grand café du Monde in der Rue du Chateau d'Eau, welche diese Revolution bewirkt, und die Herrschaft des vierten Standes zunächst auf dem Boden des Pariser Cafehauslebens unabweislich angekündigt und festgestellt haben. Man behauptet, daß der Kaiser diesen colossalen Prachtschöpfungen im Geheimen eine gewisse Aufmunterung geschenkt habe, da man weiß, wie sehr Napoleon III. eines seiner wesentlichsten Regierungs-Interessen noch immer darin erkennt, den Arbeiterstand zu pflegen und ihn zum goldenen Knopf auf der Mütze der Kaiserlichen Fortuna zu machen. Aber man vernimmt neuerdings, daß die Unternehmer dieser neuen Cafés gänzlich auf ihren eigenen Füßen stehn, und daß sie sogar Aussicht haben sollen, die in der That unglaublichen Capitalien, welche sie auf die luxuriöse Ausstattung dieser Locale gewandt, einträglich genug wieder herauszuschlagen.

Wenn man einen Blick auf das unablässige Treiben und Verzehren wirft, das hier den ganzen Tag hindurch bis über die Mitternachtsstunde hinaus herrscht, und in den ungeheuren Sälen nicht selten zwei- bis dreitausend Personen auf Einmal anwesend sein läßt, so kann man auch kaum zweifeln, daß die Addition

der Tageskasse eine höchst bedeutende sein muß, und daß die bei den Comtoirdamen einfließenden Sousstücke der Arbeiter für ihre Demi-Tasse, oder ihren Grog und Bol zu ganz gewaltigen Summen anlaufen, mithin auch wohl der Geldmacherei des heutigen Speculationsgeistes vortrefflich dienen können. —

Auf dem neugebauten Boulevard du Strasbourg, dessen frisches und anspruchsloses Treiben vornehmlich den arbeitenden Klassen angehört, steht ein schönes, sehr geschmackvoll aufgeführtes Haus, das mit großen goldprangenden Buchstaben die Inschrift: Café du dixneuvième Siècle zeigt. Man tritt mit eigenthümlichen Gedanken über den Geist des neunzehnten Jahrhunderts in das Haus, um über einen kleinen Flur sofort in den ungeheuren Saal zu gelangen, der einen höchst überraschenden Anblick darbietet. Man erblickt einen Raum von fast unabsehbarer Weite, der mit Broncevezierungen, Goldspiegeln, Wand- und Deckengemälden, und Marmorgruppen, auf das Reichste und Geschmackvollste ausgeschmückt ist. Von dem hohen Plafond herab hängen durch den ganzen Saal hin sechszehn bronceschimmernde Kronleuchter, deren flammende Lichter noch durch eine Anzahl glänzender Wandleuchter auf allen Seiten des Saals verstärkt werden. Kleinere Lampen schweben noch über den Billards, deren zweiundzwanzig hinter- und nebenein-

ander im Saal aufgestellt sind, und den ganzen mittleren Raum desselben wie eine großartige Phalanx einnehmen. An den Seitenwänden des Saals entlang laufen rothe Plüsch-Divans mit weißen Marmortischen davor, an denen die Männer des neunzehnten Jahrhunderts, welche in diesem Café verkehren, sich mit Weib und Kind behaglich niederlassen und die ihnen auf silbernen Präsentirtellern dargebotenen Erfrischungen einnehmen. Oder sie haben sich in dem mittleren Raum gruppenweise zu einer Partie Billard vereinigt, welches das Lieblingsvergnügen der französischen Arbeiter geblieben ist, und mit leidenschaftlichem Eifer, aber auch mit einer merkwürdigen Ruhe und Geräuschlosigkeit von ihnen gespielt wird. Einige kleinere Nebensäle und eine Reihe von Logen bieten Räume für zurückgezogene Besucher des Café dar.

In der Mitte der Hauptwand erhebt sich der glänzende Comtoirtisch, an dem, zur Leitung und Controlle aller Geschäfte, in diesem Riesen-Café eine einzige Dame nicht genügt, sondern es haben mehrere dieser Caféhaus-Regentinnen hinter demselben Platz genommen, wenn auch nicht mit der stolzen und abgeschlossenen Würde, zu der die Comtoirdame des Boulevard des Italiens eine unveräußerliche Verpflichtung zu haben glaubt. Es herrscht hier auf dieser Stelle eine bei Weitem gemüthlichere und plauder-

luſtigere Repräſentation, und die jungen Mädchen, die auf dem Thron des Café des neunzehnten Jahrhunderts ſitzen, haben einen gewiſſen Familienanſtrich, der mit dem behaglichen und volksthümlichen Sichgehenlaſſen, das auf dem ganzen Schauplatz herrſcht, auf eine ſehr taktvolle Weiſe zuſammen ſtimmt.

Denn der Arbeiter, welcher dieſe ihm neueröffnete Welt des Glanzes und Scheins betritt, glaubt ſich in ſeinem eigenen Weſen keineswegs danach ummodeln oder geniren zu müſſen. Er findet ſich hier vielmehr mit einer natürlichen Anmuth und Unbefangenheit ein, die liebens- und bewundernswürdig zugleich erſcheinen kann, aber auch einen erſchreckenden Eindruck auf den Beobachter hervorzurufen vermag, indem ſie beweiſt, mit welcher Leichtigkeit dieſe Klaſſe von dem Luxus der bevorzugten Stände Beſitz ergreift, und wie ſie auch den übertriebenen und verſchwenderiſchen Glanz ſich ſo aneignet, als wenn derſelbe nur gerade für ſie geſchaffen und eben gut genug für ſie wäre. Ja der Pariſer Ouvrier ſcheint einen beſonderen Stolz darein zu ſetzen, daß er gerade in dieſer für ihn hergerichteten Pracht am liebſten in der blauen Blouſe und in der Arbeitsjacke erſcheint, die kleine thönerne Stummelpfeife im Munde, und an den Stiefeln noch den Schmutz und Kalk der Werkſtatt, den er gewiſſermaßen als ſeine Ehren auf-

weiſt, und von dem es ein Leichtes geweſen wäre, ſich vorher zu reinigen, was aber keineswegs in ſeinen Sinn gepaßt zu haben ſcheint. Einige ceremonielle Formen beobachtet die ſtolze Blouſe nur mit ihren Damen, die ſtets wohlanſtändig und mit einer gewiſſen Feierlichkeit am Arm eingeführt werden, was dem Contraſt der ſchmutzigen Stiefel mit dieſem Schauplatz des Glanzes eine noch wunderlichere Nüance hinzufügt.

Wenn es das Café des neunzehnten Jahrhunderts iſt, das die Blouſe des Arbeiters darin ihren berechtigten Platz auf der Höhe des modernen Luxus eingenommen hat, ſo wirkt dieſer wunderbare Anblick doch noch mehr wie eine Fata Morgana der heutigen Geſellſchaftszuſtände, als daß man ſchon eine naheliegende Wirklichkeit darin zu erkennen geneigt wäre. Aber dieſe Berührung des Luxus mit der Blouſe trägt nichts deſtoweniger eine tiefe einſchneidende Wahrheit in ſich. Die eigentlich demokratiſche Natur des heutigen Luxus tritt darin wie in einer ſibylliniſchen Offenbarung zu Tage. Der Luxus, der als der wahre Nivellirungsteufel des heutigen Geſchlechts alle Stände, alle Religionen und alle Prinzipien gleichzumachen ſtrebt, ſucht auch den Arbeiter in ſein goldenes Netz einzufangen, um ihn in daſſelbe geſinnungsloſe und ungefährliche, um jeden Lebenskern betrogene Geſchöpf

zu verwandeln, zu dem der Luxus bereits den ganzen Mittelstand zu zerreiben begonnen. Aber so lange der französische Arbeiter unter all der kostbaren Pracht, mit der man ihn jetzt in Paris umgiebt, noch die blaue Blouse anbehält, scheint der Staatsstreich, welchen der Luxus an ihm ausüben will, noch nicht so lebensgefährlich für seine Grundsätze und seine Stellung werden zu können.

Der französische Arbeiter kommt sich ohne Zweifel in seinen kühnsten Gedanken als den eigentlichen Herrn des neunzehnten Jahrhunderts vor, und darum bewegt er sich auch in diesem ihm errichteten Café du dixneuvième Siècle mit jener fast gleichgültigen Behäbigkeit, mit welcher der Sohn des Hauses durch die Putzstube geht. Aber der Pariser Ouvrier, der das hochmüthigste Geschlecht ist, das es in der modernen Gesellschaft giebt, setzt dem Luxus einstweilen noch die schmutzigen Stiefel der Werkstatt auf den Nacken, und es sieht nicht darnach aus, als wenn auch er sich von diesem goldtriefenden Ungeheuer einst mit Haut und Haaren verschlingen lassen würde. Er betrachtet den Luxus, den man ihm jetzt im neuen Kaiserreich auf seinen Wegen ausstreut, einstweilen wie einen schuldigen Tribut, welchen man dem künftigen Gebieter des neunzehnten Jahrhunderts unmöglich länger vorenthalten könnte, und der eine Art von

Abschlagzahlung auf viele andere Genüsse und Güter ist, die er zu seinen ihm unweigerlich gebührenden Domainen rechnet. Nach dieser Situation, wie man sie im Café du dixneuvième Siècle beobachten kann, scheint die Frage, ob der Luxus auch den vierten Stand unterjochen und seinem Streben nach der Herrschaft abwendig machen werde, ebenso wie er die Mittelklasse unterjocht und aus ihrer ganzen historischen Entwickelung herausgeworfen hat, mindestens vertagt zu sein. Aber die Falle ist auch für ihn aufgestellt, und wie er in seinem eigenen Hause bereits den Gewöhnungen zum Luxus, so weit es ihm hier möglich ist, nicht hat widerstehen können, so ist dieser fabelhafte Glanz, in den man ihn jetzt auch noch während seiner Erholungsstunden einwickelt, jedenfalls eine gefährliche Lockspeise für ihn.

Die vier Billardspieler, welche dort unter dem strahlenden Lustre so eben ihre Partie begonnen haben, scheinen freilich mit ihren eigenen Personen noch als die entschiedensten Gegner alles Luxus dazustehn. Es sind vier Handwerksgesellen, die, ihrem Aufzuge nach zu schließen, wahrscheinlich eben eine Mußestunde in ihrer Werkstatt erlangt haben, und aus derselben in aller Eile, in Hemdsärmeln und mit dem noch vorgebundenen Schurzfell, durch welches sie sich als Sattler oder Wagenmacher zu signalisiren scheinen,

aufgebrochen sind. Zwei derselben haben noch im Fluge, wie es scheint, die schwarze Cravatte ungeknüpft, um doch einigermaßen anständig zu erscheinen, aber das Hemd ist schmutzig von der Woche und von der Arbeit, und kann durch die darauf fallenden Strahlen des großen Kronleuchters nicht rein gewaschen werden. Doch haben die halb heraufgestreiften Hemdsärmel einen muskelstarken, gewaltigen Arm entblößt, der das Heroenthum der Arbeit auf eine fast feierliche Weise verkündigt, wenn er auch jetzt nur den Billardstock in geschickter Berechnung abstößt. Diese interessante Gruppe athmet eine ursprüngliche Naturkraft, die der Verweichlichung nicht sobald fähig zu sein scheint.

Das Billard, an dem diese Herren spielen, steht in der Nähe einer großen Marmorgruppe, die an der Rückwand des Saales sich erhebt und, mit Blumen und Lichtern geschmückt, und von einem leise rauschenden Springborn belebt, eine Pandora mit dem Füllhorn darstellt. Die Pandora hat sich mit einem zu ihr aufblickenden Knaben gruppirt, der den Sohn des neunzehnten Jahrhunderts vorstellig zu machen scheint, und darum mit so sicherer und frecher Begehrlichkeit auf alle die Schätze und Genüsse harrt, welche Mutter Pandora aus ihrer berühmten Büchse ausschütten wird. Wahrscheinlich wird auch für den Sohn des neun-

zehnten Jahrhunderts, für den ſich der Arbeiterſtand bald ausſchließlich, und als das einzig ächte Kind, ausgeben zu wollen ſcheint, nichts als die Hoffnung auf dem Grunde der entleerten Büchſe übrig bleiben. Der Hoffnungstraum des franzöſiſchen Arbeiters beſteht allerdings darin, einſt die Herrſchaft zu haben, und den übrigen Klaſſen der Geſellſchaft, mit denen er bereits auf jede Art zu rivaliſiren angefangen, das Geheimniß ihrer Vorzüge und Rechte abzugewinnen. Dieſe Hoffnung wird wahrſcheinlich als Reſt in der Büchſe der Lebensgüter dieſes Jahrhunderts ſtecken bleiben, nachdem der Arbeiter alle anderen Gaben, welche ihm die Pandora des neunzehnten Siècle geboten, verkneipt und in leerer Genußſucht verzettelt hat. In dieſer Beziehung kann es charakteriſtiſch erſcheinen, daß geradeüber von dieſer Pandora, auf der Gegenwand des Saals, die große Tafel aufgehängt iſt, auf welcher der Preis-Courant der in dieſem Café verabreichten Getränke verzeichnet ſteht.

Dieſer Preis-Courant kann ſowohl durch die außerordentliche Fülle der beſten und ſchönſten Sachen, die er umfaßt, als auch durch die dabei angeſetzten billigen Preiſe, die in dieſen großen Cafés der unteren Klaſſen bei weitem niedriger ſtehen, als in den Cafés der eleganten Geſellſchaft, einiges Erſtaunen erregen. Wo der Arbeiterſtand ſo feinen Genüſſen

in ſolcher Auswahl und in ſolchem Umfange ſich hinzugeben vermag, da iſt für ihn ſelbſt jedenfalls die goldene Zeit ſchon angebrochen, und es iſt nur zu fürchten, daß ſie ihm mitten in der auserleſenen Befriedigung ſeines Gaumens und ſeiner Sinne, von der er hingenommen wird, wieder aus den Zähnen gerückt werden könnte. Der Pariſer Arbeiter verdankt dieſen außerordentlichen Preis-Courant ſeiner Freuden der providentiellen Fürſorge des Kaiſers für den Arbeiterſtand, ohne welche es mit ihm niemals dahin gekommen ſein würde, und ohne die es keinem Speculanten der Welt eingefallen ſein möchte, Pracht-Paläſte dieſer Art für das Caféhaus-Vergnügen der Arbeiter zu errichten.

Der Arbeiter weiß ſehr gut, daß er dieſes Wohlbehagen ohne Gleichen, welches ihn in dem zweiten napoleoniſchen Kaiſerreich umfließt, nur den perſönlichen Abſichten Napoleon's III. verdankt. Der Kaiſer iſt es, der ihm dieſen neuen Preis-Courant gemacht, der Kaiſer iſt es, der zu ihm ſpricht: Hier, mein Freund, iſt Limonade und Orangeade, hier iſt Eau de Seltz und Sirops de Gomme, Bavaroise, Chocolat und Grog au vin, auch Grog americain; hier iſt Punch romaine le Bol, auch Bichof und Kirch le Bol; auch den Bol à l'eau de vie kann ich Euch empfehlen, wenn auch zu verſchiedenen Prei-

ſen, zu 4 und 2 Sous, ich habe dies nicht anders machen können!

Hier iſt auch, ſpricht der Kaiſer ferner, Chablis und Marquise, hier iſt Baieriſches Bier und Malaga, hier iſt Chartreuse und Curaçao und Vermont, hier iſt Dejeuner à la Crême, hier iſt der beſte Macon, und was Ihr ſonſt nur immer trinken mögt, kommt heran, kommt heran, denn das Kaiſerreich ſoll Euch ernähren, wie Ihr noch nie ernährt worden ſeid! — —

Schon nach dieſem Preis-Courant, über welchem die lockende Stimme des Kaiſers ſchwebt, kann man ſchließen, daß der franzöſiſche Arbeiter ein Mann des Genuſſes geworden iſt, der auch die feineren Reize des Gaumens auf eine Weiſe kennt und befriedigt, wie ſie namentlich dem deutſchen Arbeiter ein noch unenthülltes Myſterium geblieben iſt. Das Wohlleben der deutſchen Arbeiter hat zwar ſeit der Erhöhung der Löhne, welche ihnen das Jahr 1848 zuwege gebracht, einen nicht geringen Aufſchwung genommen, aber es erſtreckt ſich nur auf den reichlicheren Genuß von Branntwein und Bier, ohne daß ihre eigentlichen Lebensbedürfniſſe einen beſſeren und feineren Zuſchnitt dadurch erhalten hätten. Das Tages- und Wochenlohn möchte beim franzöſiſchen und deutſchen Arbeiter jetzt ziemlich auf derſelben Stufe

ſtehn, und es bleibt bei beiden wahrſcheinlich nur ein ſehr geringer Theil für die Erhaltung der Familie übrig, der das zufällt, was den unüberwindlichen Anforderungen der Kneipe einigermaßen abgerungen werden kann. Aber der Pariſer Arbeiter kann für ſein Geld ſich einen ganz anderen Kreis von Genüſſen eröffnen, und wenn er auch in dem Aeußern ſeiner Perſon noch keineswegs Miene macht, ſich als den neuen Gentleman des Jahrhunderts hinzuſtellen, ſo ſchwingt er ſich doch einſtweilen in dem, was er genießt und verzehrt, zu einer ziemlich cavaliermäßigen Kunſt zu leben auf. Dem deutſchen Arbeiter dagegen iſt noch wohl in dieſem Cynismus ſeiner Schenken und Keller, in denen er ſich maulwurfsartig vergräbt, um ſich durch Licht und Sonne ſo wenig als möglich aus ſeinen dumpfen und gedankenlos hinbrütenden Genüſſen wecken zu laſſen. Wenn er erfährt, welches Paradies ſeinen Brüdern im napoleoniſchen Kaiſerthum geſchaffen wird, und welche Pracht-Cafés, welche Speiſezettel und welche Preiscouranta ihnen dort aufgethan werden, ſo wird ihn vielleicht eine Sehnſucht nach dieſen Wundern und dieſem Glanz beſchleichen, aber eingelaſſen in dies neue Kanaan des Arbeiterſtandes würde er die ſchwarze, cyniſch behagliche Spelunke ſeiner deutſchen Freuden wahrſcheinlich ſehr bald wieder all dieſen ſtrahlenden

Lichtern und dieſen fein bereiteten und zuſammengeſetzten Getränken vorziehen lernen. Dieſe Marmortiſche und Plüſch-Divans, welche der Pariſer Ouvrier mit einer ſo vollendeten Weltmanns-Manier und mit einer ſo anmuthigen Sicherheit, als wenn er nie andere Möbel zu ſeinem Gebrauch gekannt, benutzt, würden dem deutſchen Arbeiter leicht einigen Angſtſchweiß auf die Stirn rufen. Er kann einmal auf einem Plüſch-Divan nicht behaglich ſitzen, auf dem er nur mit ängſtlich zuſammengekniffenen und dicht an den Leib herangezogenen Beinen und mit der Haltung eines Pagoden Platz zu nehmen im Stande wäre. In die freie und ungezwungene Manier ſeines franzöſiſchen Collegen wird er ſich ſo leicht nicht finden können, obwohl er demſelben in einer gewiſſen Freiheit und Lascivität der Sitten und in der Leichtigkeit des moraliſchen Gewiſſens kaum etwas nachgeben wird.

Mit der Sittlichkeit des franzöſiſchen Arbeiters ſcheint es im neuen Kaiſerreich eher ſchlimmer als beſſer geworden zu ſein, und wenn man ihn im Café du dixneuvième Siècle nicht ſelten auch mit Frau und Töchtern ſo wohlanſtändig eintreten und ſich niederlaſſen ſieht, ſollte man kaum auf den Gedanken kommen, daß ſeine Familienverhältniſſe in der Regel ſo entſetzlich zerrüttet und von ſchmutzigen Laſtern

bedeckt ſind. Sein Bedürfniß, außerhalb der Arbeitsſtunden den großen Mann und den feinen Cavalier zu ſpielen, bedroht ſo ſehr die finanzielle Seite ſeines eigenen Haushalts, daß die Frau zur Führung desſelben und zur Beſtreitung ihrer eigenen Bedürfniſſe leicht auf ganz andere Einnahmequellen Bedacht nimmt. Die Proſtitution des weiblichen Theils der Familie iſt nicht ſelten die traurige Kehrſeite zu der Glanzwelt des Café du dixneuvième Siècle, denn in einer gewiſſen Sphäre der Pariſer Proſtitution gehört eine überwiegende Anzahl dieſer beklagenswerthen Geſchöpfe den Frauen und Töchtern des Arbeiterſtandes an. Der franzöſiſche Arbeiter hängt alſo auf dieſer Seite durch die Preisgebung ſeiner Frauen und Töchter mit den Laſtern der eleganten Geſellſchaft zuſammen, die er mit ſeinem eigenen Fleiſch und Blut nährt und fördert, wie er auf der andern Seite durch den Luxus der Vornehmen, den er ſich mehr und mehr einimpft, an dem Fäulnißprozeß der überlebten Geſellſchaftswelt ſich betheiligt.

Der Arbeiter iſt daher in ſeiner gegenwärtigen Erſcheinung eben ſo ſehr eine Frazze, eine ſittlich verzerrte Caricatur, als es die andern Stände in der heutigen Geſellſchaft mehr oder weniger geworden ſind, und es liegt die Nothwendigkeit nicht gerade auf der Hand, einen ſocialen Naturcultus mit dem Ar-

beiterſtande zu treiben und ein verjüngendes und ſchöpferiſches Element für die heutige Geſellſchaft in ihm zu ſehen. Mit Ausnahme einzelner und iſolirt ſtehender Gruppen des franzöſiſchen Arbeiterſtandes, in denen Tugend, Arbeitsglück und ein beſchränktes idylliſches Lebensgenüge heimiſch geblieben ſind, haben dieſe Leute keineswegs die Vorzüge neuer Menſchen für ſich in Anſpruch zu nehmen, ſondern ſie ſind nur die Producte der Laſter einer verdorrenden und ſich auslebenden Geſellſchaft, die auf dieſen ihren äußerſten Endpunkten dieſelben Giftſtoffe verbreitet, welche ſich von Oben und in ihrer Mitte erzeugt haben. Die Weltgeſchichte des vierten Standes iſt daher immer noch ein ſehr fragliches Problem. Sollte dieſer Stand, der in ſeinem phyſiſchen Naturell faſt den Eindruck einer beſonderen und ſich neu entwickelnden Volksrace macht, wirklich dazu auserſehen ſein, einſt die civiliſirte Geſellſchaft zu erobern, wie es früher die Vandalen und Gothen gethan, ſo würde dieſer Sieg ihm in dem Maaße ſtreitig gemacht werden, als der vierte Stand die ſinnlichen und geiſtigen Verfeinerungen der heutigen raffinirten Welt in ſich aufzunehmen anfängt. Das ſüße Gift, welches ihm der einſt zu beſiegende reicht, würde dann die wilde Naturkraft ſchon vor der Zeit einſchläfern und ihres gefährlichen Stachels berauben.

Warum hält es Napoleon III. für eine so wichtige Angelegenheit, sich fortdauernd dieser Volksklasse zu versichern, obwohl er von ihrer Undankbarkeit überzeugt sein kann, und darüber nicht erst durch das ihm feindselige Verhalten der Arbeiter bei den letzten Wahlen belehrt zu werden brauchte? Der Kaiser scheint es seinem ganzen politischen und gesellschaftlichen Programm nach nicht aufgeben zu wollen und zu können, daß er den arbeitenden Klassen allgemach eine Organisation giebt, durch welche sie sich an das napoleonische Regime fest und unlösbar gebunden fühlen und in demselben eine neue Garantie für Arbeit und Genuß, wie sie ihnen noch nie dargeboten worden, erkennen. Der Kaiser mußte es aufgeben, die Reorganisation des Adels, die er zu Anfang des Jahres 1857 schon nach bestimmten Entwürfen in die Hand genommen, schon jetzt zur Ausführung zu bringen, und diese Entwürfe, die namentlich auf die feste und legitime Begründung einer napoleonischen Aristokratie und auf die Säuberung des seit Louis Philipp entstandenen Aventurier-Adels hinausliefen, mußten einstweilen wieder zurückgelegt werden, weil Louis Napoleon sah, daß er durch diese Operation einen großen Theil der feineren Gesellschaft einer bedenklichen Verstümmelung unterworfen hätte. Auch war es verfrüht, der legitimen Gesell-

öffnen lassen. Die Häuser und Wohnungen in diesen neuen imperialistischen Arbeiter-Städten sind freundlich, auskömmlich und gesund, obwohl die Billigkeit der Miethspreise noch Vieles zu wünschen übrig lassen soll. Doch sind es keineswegs die etwas theuern Wohnungspreise, welche den Pariser Arbeiter bis jetzt gehindert haben, das ihm dargebotene schöne Quartier in diesen Cités ouvrières zu beziehen. Die Arbeiter haben vielmehr die sichtlichste Abneigung an den Tag gelegt, sich in diesen Arbeiterstädten einfangen zu lassen, in denen sie entweder die ihrem persönlichen Freiheitsgefühl mißbehagende Einpferchung einer Caserne scheuen, oder die ihnen eine Art von Judenviertel des Arbeiterstandes zu sein scheinen, worin sie sich von der übrigen Gesellschaft systematisch abgesondert vorkommen würden. Vielleicht empfinden sie auch bei ihrem scharfen Instinkt den Regierungsgedanken durch, daß die Cités ouvrières dem Gouvernement die Ueberwachung des Arbeiterstandes in allen seinen Bewegungen erleichtern werden, und daß es dann bei einer politischen Katastrophe möglich wäre, die Haupttriebfedern der Revolution, welche in Frankreich künftig immer nur in den Arbeitern stecken werden, wie mit einem einzigen Netz zu umschlingen. Der französische Arbeiter wird der revolutionaire Gegner jedes Gouvernements

ſein, in welcher Art daſſelbe auch immer über ſeinem Kopfe ſtehen möge. Jeder ſtabile Zuſtand, und wenn er in demſelben mit den größten Wohlthaten überhäuft worden, wird dem franzöſiſchen Arbeiter bald unerträglich werden, und auf ſeine leidenſchaftliche Mitwirkung zum Sturz der beſtehenden Verhältniſſe iſt jedesmal zu rechnen, gleichviel in welcher Richtung und zu welchem Ziel der Schlag geführt werden ſoll. Das ſtehende Heer der Arbeiter iſt auf keinen Namen und auf kein Princip zu verpflichten. Der Arbeiter iſt der Soldat der permanenten Anarchie, die ſeit der Revolution von 1789 auf dem innerſten Grunde des franzöſiſchen Volkslebens ſich fortwühlt, und einen Zuſtand durch den andern zu erſetzen ſtrebt, um jeden unmöglich zu machen. Das einſtige feſte Ziel dieſer unaufhörlichen Erſchütterungen kann Niemand mehr mit irgend einer Formel oder einem Symbol bezeichnen, aber die arbeitenden Klaſſen, die in Frankreich ſchon an ſich von dem Hochmuth erfüllt ſind, Alles vor ihr Forum ziehen zu können, unterhalten die beſtändigen Bivouacfeuer der Revolution in ihrer Mitte.

Dieſem Beruf abgezogen zu werden, hüten ſie ſich mit einem merkwürdigen Scharfblick. Es muß deshalb als höchſt charakteriſtiſch erſcheinen, daß in der neuen Cité ouvrière, welche der Kaiſer auf dem Bou-

levard Mazas gebaut hat, bis jetzt erst ein einziges Haus vermiethet worden ist, und zwar an einen Obersten, dessen Regiment in der Nähe dieses Stadttheils kasernirt. Der Arbeiter zieht es noch immer vor, lieber in den engen, dunkeln Modergassen wohnen zu bleiben, deren es in Paris, ungeachtet der bis in die Cité hinein vorgeschrittenen Umbauten des Kaisers, noch eine bedeutende Anzahl giebt, und in deren undurchsichtigen Spelunken der Geheimdienst der Revolution niemals ganz ausgesetzt worden ist. In den neuen Cités ouvrières dagegen, welche der Kaiser an der Stelle der Pariser Schmutz- und Mystères-Gassen hat eröffnen lassen, kommt es dem Arbeiter vor, als solle er an einer Leimruthe aufgeklebt werden, und sich darauf, wenn auch wohlgenährt und vollgestopft, doch mit Allem, was er ist und sein will, zu Tode zappeln. Ebenso geht es auch mit den neuen Häusern, welche die bekannte Agio-Celebrität, Herr Milhaud, der sich mit seinen Speculationen an das Programm des Kaisers anzulehnen versteht, auf dem Faubourg St. Antoine aufführen läßt. Es sind bis jetzt vierzig solcher zweistöckigen Häuser in diesem Stadttheil, welcher zu den gesundesten von Paris gehört, entstanden, und die Wohnungen bieten sich darin zu einem verhältnißmäßig viel geringeren Preise, als in den Arbeiterstädten des Kaisers, für den soge-

nannten kleinen Mann und den Arbeiter dar, obwohl jede aus Küche, Keller, einem Eßzimmer, einem Wohn-Salon und vier Schlafkammern besteht. Nichts destoweniger hat bisher noch keine einzige dieser schönen und vortheilhaften Wohnungen einen Miether gefunden, und es werden wahrscheinlich auch nur kleine Beamte, wie dies bei den Häusern der gemeinnützigen Baugesellschaft in Berlin der Fall ist, aber keine Arbeiter und keine Familien aus dem Volke davon Gebrauch machen. Die Volkskaserne flößt Denen, welchen sie eröffnet werden soll, und sei es mit den heitersten und anständigsten Räumen, den größten Schauder ein. Der vierte Stand, den man heutzutage studiren muß, scheint ein noch viel reizbareres Ehrgefühl zu besitzen, als dem dritten Stande jemals eigen gewesen, und dies Ehrgefühl ist ein um so gefährlicheres, als es sich nach gewissen Seiten hin eine wahrhaft stoische Toga anzieht, und dem traditionellen Schmutz der Wohnstätten den Vorzug vor einer Einlogirung giebt, durch welche er sich gewissermaßen auf einen Präsentirteller hinausgeschoben und zu einem Präparat der wohlthätigen Fürsorge der bevorzugten Klassen gemacht sehen würde.

Nur den goldenen Zügel der neuen Pracht-Cafés hat sich der Pariser Arbeiter willig in den Mund legen lassen, und folgt, wie es scheint, mit steigender

Begierde diesem niegesehenen Glanz, welcher sich auf seinen Wegen aufgethan, und dem er jetzt nachzieht, wie der verzauberte Ritter der Fee, die es ihm bis in das innerste Herz hinein angethan hat. Eines dieser neuen Cafés ist immer großartiger wie das andere, und der Entwickelung dieser neuen Unternehmungen scheint noch keineswegs ein Halt geboten zu sein.

Das Café du dixneuvième Siècle scheint ungeachtet seiner kostbaren Prunkeinrichtung nur ein bescheiden gemüthlicher Aufenthaltsort, wenn man sich von ihm in das neue Café Parisien begiebt, welches, auf dem Boulevard du Temple gelegen, zwei Eingänge hat, von denen der eine auf diesen Boulevard hinausgeht, während der andere, der Haupteingang, in der Rue du Château d'Eau sich befindet. Man tritt hier in ein neues, schön und massiv aufgeführtes Haus, das an einem Garten gelegen, der mit einer hohen steinernen Mauer umgeben ist. Beim Hinaufgehen in den Saal, der in dem ersten Stockwerk des Hauses liegt, wird man unten an der von Kandelabern erleuchteten Treppe zuerst von einer hohen Marmor-Statue empfangen, in welcher sich Diana, die Göttin der Jagd, mit einen ungemein lebensfrohen und unternehmenden Ausdruck vor uns darstellt. Nachdem wir einige Stufen erstiegen, blickt

uns von der Wand, in einem grotesk ausgeführten Relief, ein tolles, wildes, höhnisches Silenengesicht entgegen, das dem Eintretenden eine geheimnißvolle Frazze schneidet, und ihm zu bedeuten scheint, daß er sich, obwohl im Begriff in dies prachtvolle Wunderschloß einzugehn, nicht durch diesen hohen und feierlichen Glanz der Räume irre werden lasse, denn was in diesen Prunk eingewickelt, sei nur das liebe, alte, fröhliche Volk, das auch im Faschingsmantel dieser Pracht ewig das alte sei, das alte und unveränderliche in seiner Lust und in seinen Wünschen! —

Das Pariser Caféhaus („le plus grand café du monde“) ist mindestens dreimal so großartig und so strahlend, als das Café des neunzehnten Jahrhunderts. Wenn man in den Hauptsaal eintritt, glaubt man einen der größten und glänzendsten Opernhaussäle der Welt vor sich zu erblicken. Diese prächtige Architektur gehört dem berühmten Baumeister Charles Duval an, der es mit großem Geschmack verstanden, einer das Ungeheuerste beabsichtigenden Entfaltung des Luxus zugleich die Formen der gediegensten Schönheit und den feinsten und edelsten Styl zu geben. Die großen, breiten Broncespiegel, welche die Wände des Hauptsaals und mehrerer in denselben ausmündender Nebensäle bedecken, sollen dem Unternehmer zusammen die Summe von 200,000 Francs gekostet

haben, die von den Arbeitern, welche darin mit Wohlbehagen sich selbst und ihre bessere Zukunft wiedergespiegelt sehen, doch wohl mit einiger Schwierigkeit wieder herauszubringen sein wird. Die Mitte des Saals wird wieder von einer unabsehbaren Reihe von Billards eingenommen, die hier auf einige dreißig sich belaufen und von einer mit Bronceverzierungen geschmückten gußeisernen Schranke eingefaßt sind. An den Seitenwänden des Saals laufen, wie im Café des neunzehnten Jahrhunderts, die rothen Plüsch-Divans mit den Marmortischchen umher, an denen die blauen Blousen in fröhlich redseliger Unterhaltung sich niedergelassen haben oder zu ihrem dampfenden Grog oder einem Glase Madeira ein Spiel Karten (gewöhnlich eine Art von deutschem Landsknecht) unternehmen. Ein Glockenthurm in der hohen Wölbung des Saals verkündet in diesem Café mit mächtig dröhnenden Schlägen, denen das Abspielen einer Melodie gefällig vorausgeht, den Lauf der Stunden. Das ganze Haus hallt dann von diesen gewaltigen Klängen wieder, welche als die einzige Erinnerung an die Zeit in diesen Feen-Saal hineinfallen, in dem sonst eine märchengleiche Ueberholung aller Bedingungen und Gewohnheiten der Zeit eingetreten zu sein scheint. Die Gesellschaft ist hier ganz dieselbe wie im Café des neunzehnten Jahrhunderts, nur daß sich hier

mehr Zuſchauer aus der eleganten Welt von Paris und ein bedeutendes Fremden-Publikum einfinden. Aber dies ſtört den gewohnten Hergang in keiner Weiſe, denn der franzöſiſche Arbeiter hat gegen ſcheinbar vornehmere oder beſſer gekleidete Perſonen nicht das Mißtrauen oder die Rückſichtnahme, von denen der deutſche Ouvrier ſich in ſolchen Fällen ſehr ſchwer frei erhalten kann. Mit einer an den beſten Weltton ſtreifenden Harmloſigkeit läßt ſich der Blouſenmann oder der noch mit der Schürze der Werkſtatt angethane Ouvrier hier auf demſelben Divan neben dem Elegant von Paris oder London nieder, die als ſtaunende Beobachter des neu aufgegangenen Luxus der Arbeiterwelt hier erſchienen ſind.

Es drückt ſich aber darin nicht blos die eigenthümliche weltmänniſche Sicherheit des franzöſiſchen Arbeiters, ſondern mehr noch ſeine ſtolze Zuverſicht aus, mit der er ſich jedem Andern gegenüber vollkommen ebenbürtig fühlt und der er durchaus nichts vergiebt, welcher Art auch die Perſönlichkeiten ſein mögen, die ihm aus den andern Sphären der Geſellſchaft begegnen. Dieſes feſte Selbſtvertrauen des franzöſiſchen Arbeiters, mit dem er zugleich ſeine eigene ſociale Stellung ehrt, gränzt faſt an Nichtachtung gegen Alle, die nicht zu ihm gehören, obwohl die Höflichkeit dabei nicht leicht außer Acht gelaſſen wird.

Man kann einen ganzen Abend hindurch neben einer Arbeiter-Gruppe, die ſich mit Karten oder Domino unterhält, an demſelben Tiſch ſitzen, ohne daß man im eigentlichſten Sinn des Wortes von ihnen bemerkt zu werden ſcheint. Weder Blick noch Gebärde, noch weniger irgend ein Wort werden verrathen, daß die fremde Nachbarſchaft als vorhanden betrachtet wird oder irgendwie bemerklich geworden iſt. Man kann ſelbſt Bemerkungen in ſeine Brieftaſche einzeichnen, was in einer deutſchen Arbeiter-Schenke unfehlbar die ſchlimmſte Ahndung nach ſich ziehen und leicht in der Blumenſprache einer Tracht von Prügeln als ungehörig abgelehnt werden könnte. Aber der Pariſer Arbeiter lebt zu ſehr in der großen Welt, als daß er Vorurtheile dieſer Art bei ſich aufkommen laſſen ſollte. Er würde es mit vornehmer Gleichgültigkeit nicht bemerken, und wenn man ſich mit Pinſel und Palette dicht vor ihn hinſetzen wollte, um ihn zu portraitiren. Dagegen wird er nicht leicht eine Unterhaltung zurückweiſen, die man ihm in paſſender Art anbietet, und in der man, wenn man es verſteht auf ſeine Sprache einzugehn, leicht die pikanteſten Aeußerungen über die geſammte Lage der Dinge aus ihm hervorlocken kann. Nur auf ein Geſpräch über den Kaiſer einzugehen, wird er ſich nicht ſo leicht bewogen fühlen. Er beobachtet nach dieſer Seite hin dieſelbe

ſyſtematiſche Zurückhaltung, der man in allen andern Kreiſen der Geſellſchaft begegnet. Auch die kleine thönerne Pfeife in ſeinem Munde zeigt an ihrem Kopf zum Zierrath und Sinnbild Türken-, Frauen- und Mohrenhäupter und die Geſichter aller bekannten und unbekannten, wilden und zahmen Könige und Helden der ganzen Welt auf, aber den Kopf Napoleon's III. haben wir diesmal noch nicht darunter entdecken können.

Wenn der Arbeiter nicht ſpielt oder ſich unterhält, greift er nach den Journalen oder Zeitungen, deren eine große Menge in allen Arten in dem Café Pariſien für ihn gehalten wird. Auch in dieſer Weiſe erblickt man oft die intereſſanteſten Gruppen. Am Eingange eines Nebenſaales ſteht ein koloſſaler Kandelaber, der in einer ungemein geſchmackvollen und originellen Form aus Eiſenguß mit reichen Bronce-Verzierungen aufgeführt iſt, und oben auf ſeiner Spitze in einer leuchtenden Kugel zugleich eine Uhr trägt, die nach vier Seiten hin mit vier Zifferblättern verſehen iſt und mit der Kenntniß der Stunden auch das Licht verbreiten hilft. Unweit dieſes Kandelabers an zwei neben einander ſtehenden, länglichten Marmortiſchen ſitzt eine Arbeiter-Familie, die aus ihrem väterlichen Haupt, einem ſchon etwas ergrauten und, wie ſeine Stiefel beſagen, dem Maurergewerk ange-

hörigen Manne, einer noch ziemlich jungen, bleichen, die Spuren mancher Leiden an ſich tragenden Frau, einem vielleicht vierzehnjährigen und, wie ſein Vater, in eine blaue Blouſe gekleideten Knaben und einem kleinen rothwangigen, unter einer großen weißen Haube ſchalkhaft hervorlächelnden Mädchen beſteht. Von dieſer Familie, die ſich zuerſt an einem Riz-au-lait erquickt zu haben ſcheint, haben ſich die drei älteſten Mitglieder ſämmtlich und mit großem Eifer der Lectüre hingegeben, während das kleine Mädchen, auf dem Plüſch niederknieend, eben ſo eifrig damit beſchäftigt iſt, aus den Steinen des Dominoſpieles, die ihr überlaſſen worden ſind, einen künſtlichen Hausbau über den Marmortiſch hin zu unternehmen. Der Vater aber hat auf ſeinen Knieen eine große, politiſche Zeitung aufgeſchlagen, in die er mit geſpannter Aufmerkſamkeit hineinblickt. Er ſcheint das Siècle zu leſen, das in den Arbeiterkreiſen noch immer, als das am meiſten demokratiſch gebliebene Blatt, mit einiger Vorneigung zur Hand genommen wird. Die Frau des Arbeiters hat, den Kopf nachſinnend in die eine Hand geſtützt, ein Mode-Journal vorgenommen und unterwirft eines der prächtigen Modebilder, in denen ſie geblättert hat, ihrer ſehr genau in's Einzelne eingehenden Prüfung. Die eigene, höchſt beſcheidene Toilette dieſer blaſſen Frau,

welche von den eleganten Moden durchaus nicht beleckt worden zu sein scheint, mag die Angelegentlichkeit ihres Studiums nicht ganz begreiflich erscheinen lassen. Aber ihre rege Phantasie ist offenbar dabei im Spiele, und einige Melancholie, welche das ziemlich pikante Gesicht beschattet, deutet auf unbestimmt umherschwimmende Träume, die entweder schon längst gescheitert sind, oder in der Zukunft keine Aussicht mehr finden können. Der Herr Sohn dagegen hat sich mit seinem Kopf fast ganz und gar in die Gazette des Tribunaux eingewickelt, die mit ihren nie abreißenden Criminalfällen und Verbrechen, welche in die Phantasie und in die Lebensverhältnisse der arbeitenden Klassen gleich mächtig eingreifen, stets eine Lieblingslectüre derselben gewesen ist. Die schwarzen Augen dieses Jungen bohren sich mit einer leidenschaftlichen Gluth in das Zeitungspapier hinein, von dem sie sich zuweilen wild umherschauend aufschlagen. Kopf und Physiognomie dieses hoffnungsvollen jungen Ouvriers scheinen bereits so charakteristisch ausgebildet, daß die neue Menschenrace, deren Kind er ist, schon mit ihrer ganzen seltsamen Eigenthümlichkeit in ihm abgebildet erscheint. Die neue Völkerrace des Proletariats, die sich in allen Ländern Europa's mehr oder weniger ähnlich sieht, prägt sich im Gesicht des französischen Arbeiters auf eine jedenfalls intelligen-

tere Weise aus, als dies bei seinen englischen und deutschen Collegen der Fall ist. Dies Gesicht, obwohl es starke diabolische Schattirungen in sich trägt, wie sie besonders dem noch bei weitem unschuldigeren deutschen Arbeiter nicht so leicht eigen sind, verräth oft neben Rohheit und Trotz die Spur einer gewissen geistigen Kraft, die der Stunde ihrer Erlösung sicher entgegenzugehen scheint.

Es sind in dieser Hinsicht unter dem zweiten Kaiserthum sichtlich neue Veränderungen mit dem französischen Arbeiter vor sich gegangen. Wenn unter der Regierung Louis Philipp's ein großer Theil dieser Volksklasse weder lesen noch schreiben konnte, so stellt sich dies Verhältniß unter dem heutigen Gouvernement bereits bei weitem günstiger dar. Die Arbeiter empfangen nicht nur für ihren Magen das Bisquit der kaiserlichen Fürsorge, sondern Napoleon III. zeigt sich auch darauf bedacht, ihnen bequeme Wege zu ihrer geistigen Ausbildung zu eröffnen. Der Kaiser will sich nicht nur zu ihrem leiblichen, sondern auch zu ihrem geistigen Wohlthäter machen, und seine Intentionen, die Arbeiter lesen und schreiben zu lehren und zugleich mit mancherlei nützlichen Kenntnissen für Leben und Beruf versehen zu lassen, können schwerlich in der Art für zweideutig gehalten werden, in der man das den Arbeitern ge-

reichte kaiserliche Bisquit verdächtigen zu können geglaubt hat. Wenn das feine Wohlleben, das schöne Weißbrot und die Pracht-Cafés dazu dienen können, den Arbeiter zu verweichlichen und der unberechnenbaren Bestie die Zähne zu umwickeln, so sind Kenntnisse, die man den arbeitenden Klassen giebt, zugleich eine Waffe, und zwar die mächtigste, die nur in ihre Hände gelegt werden kann.

Die cours gratuites pour les ouvriers, die in verschiedenen Stadttheilen von Paris regelmäßig abgehalten und von den Mairien veranstaltet werden, finden einen immer zahlreicheren Besuch und sollen auf die intellectuelle Bildung der Arbeiter bereits einen sehr sichtlichen Einfluß ausgeübt haben. Diese Unterrichts-Curse erstrecken sich auf Lesen, Schreiben, Grammatik, Arithmetik und praktische Geometrie, und sind nicht nur für die Arbeiter, sondern auch für die Arbeiterinnen bestimmt, für welche letztere sie von Damen abgehalten werden. Es herrscht in diesen Stunden ein großer Fleiß und Ernst, denn wie roh und materiell auch der französische Arbeiter in allen seinen äußeren Bewegungen erscheint, so hat er doch einen gewissen Instinkt, der ihn mit Achtung vor der Welt des Geistes erfüllt und ihm allerdings eine einstige höhere Zukunft zu verbürgen scheint. Dies zeigt sich auch auf eine höchst bemerkenswerthe Weise in

den Vorlesungen, welche Herr Doré bereits seit mehreren Jahren über Chemie für die Arbeiter veranstaltet. Schon im Jahre 1848 vereinigte sich in Paris die Gesellschaft des Athénée populaire, um in einem Amphitheater, welches in der Rue des Postes, impasse des Vignes lag, den Arbeitern unentgeldliche Vorlesungen halten zu lassen, und Doré, ein junger Mann, der damals kaum siebenzehn Jahre alt war und bisher als Präparator der Chemie an der polytechnischen Schule gewirkt hatte, wurde für den chemischen Cursus erwählt. Es ist allen revolutionären Epochen eigen, daß man immer mit einer besonderen Vorliebe auf die Naturwissenschaften zurückgreift und dieser Kenntniß namentlich eine populaire Verbreitung und Anwendung zu geben strebt. Die Revolution von 1848, die nach keiner Seite hin eine stätige principielle Entwickelung nehmen konnte, verließ auch diese Anläufe, für die Bildung der Arbeiter zu sorgen, sehr bald, und das Athénée populaire wurde schon im Jahre 1849 wieder aufgelöst. Herr Doré setzte aber den Cursus der Chemie, für den er eine außerordentliche Sympathie bei den Arbeitern erweckt hatte, nunmehr auf seine eigene Hand und auf seine Kosten fort und verlegte seine Vorträge in das Haus seines Vaters in dem Quartier Saint-Marcel, wo sie jeden Sommer drei Monate hindurch von

August bis November stattfinden und gewöhnlich 200 bis 250 Arbeiter vereinigen. In diesem andächtig stillen und feierlichen Auditorium herrscht eine Hingebung und eine Aufmerksamkeit, wie sie den Studenten der Sorbonne und des Collège de France oft lebhaft zu wünschen wäre. Der junge Professor, der mit seinen Zuhörern in die innigste Gegenseitigkeit getreten, hat sich bei diesen Vorträgen vornehmlich die Aufgabe gestellt, durch die Kenntniß der Chemie auf die Ateliers und auf das Haus des Arbeiters einzuwirken, und dort die Routine durch die Wissenschaft und die Erkenntniß zu ersetzen. Es ist hierbei vornehmlich darauf abgesehen, das Leben und Thun des Arbeiters in den Besitz aller der Vortheile zu bringen, welche ihm die Bildung der Zeit gewähren kann. Die Experimente bilden bei diesen Vorträgen einen wesentlichen Theil des Unterrichts, und Herr Doré läßt diese größtentheils durch seine Zuhörer selbst ausführen, die mit eben so viel Eifer als Geschicklichkeit dieser Verrichtung sich widmen. Denjenigen, welche die Ausbildung ihrer Kenntnisse noch selbständig weiter verfolgen wollen, eröffnet der junge Mann auch seine Bibliothek, in der immer mehrere Blousenmänner sitzen, um sich durch Lesen und Nachschlagen zu unterrichten.

Es ist eine interessante Beschäftigung, die Gesichter

der Arbeiter zu ſtudiren, die man in dem Amphitheater des Herrn Doré antrifft. Rohheit, Härte und Uebermuth, die man in ihren Arbeitswerkſtätten und Vergnügungslocalen auf ihren Phyſiognomien lagern ſieht, haben einem milden und ſinnigen Ernſt der Wißbegierde Platz gemacht und man erblickt hier in der blauen Blouſe bedeutſame Männergeſtalten, die durch ihre eigenthümliche Haltung den Moment anzudeuten ſcheinen, wo auch das Volk ſeinen Antheil an der Wiſſenſchaft empfangen, und dadurch die Wiſſenſchaft ſelbſt eine neue Seite ihrer Bedeutung erſchließen wird. —

Dieſe unleugbare Hebung der Bildungszuſtände der Arbeiter im neuen Kaiſerreich iſt jedenfalls ein erfreulicheres Symptom und verdankt ſich bei weitem volksfreundlicheren Abſichten, als man ſie ſolchen Luxus-Unternehmungen, wie ſie jetzt im Café du dixneuvième Siècle und im Café Pariſien erſtanden ſind, nachrühmen kann. Ein häufig wiederholter Aufenthalt, namentlich in dem unermeßlichen Café Pariſien, hat mich nie ſo befriedigte und durch ein höheres Intereſſe verſchönte Geſichter antreffen laſſen, als ich ſie bei einem Beſuch in den Cours Doré, die ſich gaſtfreundlich auch jedem Fremden öffnen, zu ſehen Gelegenheit gehabt. Das Vergnügen verſchönt überhaupt den gemeinen Mann nicht ſo ſehr, als es

ein ernſter Gedanke thut, den man auf ſeine Stirn zu locken verſteht. Das glänzende Treiben im Café Pariſien wird vielleicht mit der Zeit die perſönlichen Manieren des Arbeiters etwas verfeinern helfen, denn es iſt natürlich, daß in einem Hauſe, wo Alles von Gold, Bronce, Marmor und Spiegeln ſtrahlt, ſich von ſelbſt eine ganz andere Tonart und Bewegung einfindet, und manche Gewohnheit unterlaſſen wird, die man mit dem Geiſt des Raumes, in dem man ſich aufhält, nicht vereinigen zu können ſcheint. So nimmt man hier ſchon das fatale Ausſpeien nicht wahr, das ſonſt zu den übelſten Manieren des gemeinen Mannes in Frankreich gehört, und jeden Platz, auf dem er ſitzt, leicht in eine ekelhafte Pfütze um ihn her verwandelt. Man ſcheint ſich hier dieſer ſchimmernden Pracht gegenüber doch noch einige Zurückhaltung auferlegen zu wollen, obwohl jener gewaltige weiße Pudel dort, der mit ſeinem Herrn, einem ſtattlichen Soldaten, eingetreten iſt, ſich von allen Rückſichten auf den koſtbaren Glanz des Café Pariſien entbinden zu wollen ſcheint. Denn ſobald ſein Herr ſich vor einem petit verre, das ihm der Garçon gebracht, niedergelaſſen, iſt der Hund neben ihm auf den Divan geſprungen, und hat ſich auf demſelben in der behaglichſten Poſition niedergelaſſen. Der freundlich lächelnde Garçon hat zu dem petit verre noch

die nachträglich geforderten petits gateaux, die mit Vorliebe dazu genoſſen werden, herbeigebracht, denn der Chevau-léger ſcheint ſich heut einmal beſonders gütlich thun zu wollen, aber den Pudel wagt der Kellner nicht von dem Plüſch-Divan herunterzutreiben. Ja er ſcheint es ganz natürlich zu finden, daß in dem Luxus-Mährchen, welches in dem Café Pariſien aufgegangen, auch das Paradies der Thiere angebrochen iſt, und daß in dieſer Erlöſung aller Geſchöpfe durch den Luxus auch die Hunde das Recht auf einen Plüſch-Sopha gewonnen haben müſſen. Der ungemein martialiſch ausſehende Chevau-léger ſcheint offenbar derſelben Anſicht zu ſein, denn er ſtreicht ſich den Knebelbart mit beſonderem Wohlgefallen, indem er die Blicke auf ſeinen Hund richtet und ſieht, wie bequem es ſich derſelbe im Café Pariſien gemacht hat. Der Soldat läßt ſich von dem Kellner nun den Moniteur de l'armée bringen, und als ihm der Garçon jetzt mit einem: voilà, Monsieur! und mit einer ſehr verbindlichen Handbewegung das Journal darreicht, iſt der Krieger ebenſo höflich und belohnt den dienſteifrigen Kellner mit einem: bien aimable, Monsieur! Ueberhaupt ſcheint das Verhältniß zwiſchen den Gäſten und den Aufwartenden in dieſen großen Arbeiter-Cafés ſich ganz anders zu geſtalten, als es in den Cafés der eleganten Geſellſchaft bis-

her üblich war. Der Garçon in den Arbeiter-Cafés zeigt eine sehr bemerkliche Metamorphose an sich auf. Er ist der liebenswürdigste, gesprächigste und zuvorkommendste Mann von der Welt, und hat die schroffen und brüsken Eigenschaften, die ihn in einem Café der vornehmeren Boulevards oft sehr unangenehm erscheinen lassen, ganz und gar ablegt. Während er sonst den vornehmeren Gästen gegenüber selbst den großen Herrn spielte, sich ziemlich trotzig gebärdete, und jede Geringschätzung, die ihm widerfuhr, fast mit einer Herausforderung auf Pistolen gegen den Gast erwiedern zu wollen schien, ist er in den Arbeiter-Cafés der gemüthliche, hülfreiche und dienstfertige Freund, und zeigt sich um so eifriger, da er hier von den Gästen auf einem ziemlich ebenbürtigen Fuße behandelt wird.

Es werden hier oft ganz vertrauliche Gespräche zwischen dem Arbeiter und dem ihn bedienenden Garçon gepflogen, und der letztere Name, den der Kellner in den vornehmeren Cafés vielleicht nicht mehr lange geduldig entgegennehmen wird, kommt ihm aus dem Munde des Arbeiters mit einer mehr brüderlichen Schattirung entgegen, oder verwandelt sich auch schon immer häufiger in den gleichberechtigten Monsieur. Der Socialismus wächst in Frankreich nicht blos durch das napoleonische Weißbrot,

in dem ſich die Gleichberechtigung Aller zum Genuß ſymboliſirt, ſondern auch durch die immer ſteigende Abneigung der unteren Klaſſen, zu dienen und in irgend einer Form dienſtbar zu werden.

Auch aus dem gemüthlichen Verkehr, in welchen der Arbeiter hier mit den Kellnern tritt, kann man entnehmen, daß die arbeitenden Klaſſen in Frankreich ſich zwar erheben wollen, aber nicht leicht dazu geneigt ſcheinen, ſich in ihrem eigenen Lebenskreiſe zu überheben. Schon die blaue Blouſe, welche noch immer das univerſale Arbeiter-Kleid bildet, beweiſt an ihm, daß es ihm nicht darum zu thun ſein wird, der Verbeſſerung ſeiner Verhältniſſe auch einen neuen glänzenden Anſtrich ſeiner Perſon hinzuzufügen. Man erblickt darum mit Vergnügen, und ein gutes Zeichen darin erkennend, gerade an dieſen prächtigen Orten, die dem Arbeiter neuerdings errichtet worden, die Blouſe als das vorherrſchende Kleid, das den Mann der Arbeit und des Tagelohns bezeichnet. Es iſt dies der fromme Talar der arbeitenden Klaſſen, der ihrer Armuth und Arbeitſamkeit zugleich entſpricht, und eine bedürftige und thätige Exiſtenz anzeigt, die in keinem anderen Gewande ſich ſo bequem und vortheilhaft für alle ihre Zwecke darſtellen würde. In Frankreich und Belgien, und zum Theil auch in einigen deutſchen Fabrikdiſtrikten am Rhein, wo die

vielfach eintretenden französischen Arbeiter auch der blauen Blouse schon eine größere Verbreitung gegeben haben, ist dies Kleid, indem es die Ausgaben für den Anzug bedeutend mäßig hält und dem Arbeiter eine wesentliche Oekonomie gewährt, zugleich der Sauberkeit und Ordentlichkeit seiner äußeren Erscheinung ungemein zuträglich geworden. Die Blouse wird leichter wieder rein gemacht, ausgebessert oder durch eine neue ersetzt, als das abgeschabte und abgenutzte Kleid von Tuch, das dem deutschen Proletariat ein so trübes und den ganzen Mann demüthigendes Aussehen bereitet und hinter den aufgehefteten Flicken und Lappen kaum noch ein würdiges und zur Wendung seines Geschicks entschlossenes Mannesherz schlagen lassen kann.

Auch die Frauen und Töchter der Arbeiter scheinen im Allgemeinen von der Putzsucht der Mittelklassen und der sich mehr und mehr corrumpirenden Bourgeoisie noch keineswegs ergriffen zu sein. Man erblickt sie auch am Sonntag und in den Cafés nur in den allerbescheidensten Anzügen, die mit der Blouse des Mannes gewissermaßen gleichen Schritt zu halten streben, und auch nicht den geringsten Anlauf verrathen, die, allerdings durch ihre Mittel und Umstände ihnen auferlegte Toilette auch nur mit einem prunkvollen Haubenband zu überschreiten. Der

Putz, der in den wohlhabenderen Bürger-Familien für die weiblichen Mitglieder errungen worden, scheint nur bei außerordentlich feierlichen Gelegenheiten in Scene gesetzt zu werden, und bildet eine Art von patriarchalischem Hausschatz, der vorhanden sein muß, aber nicht so leicht angegriffen wird. Im Durchschnitt ist diese Klasse der Pariserinnen noch am meisten geneigt, eine Tracht ihres Standes festzuhalten, und sie bleiben darin so lange als möglich, selbst wenn die Prostitution sie bereits auf einträglichere Bahnen hinausgelockt haben sollte.

Auch die neuen Luxus-Locale scheinen darin noch keine Veränderungen hervorgerufen zu haben. Die vier Arbeiterinnen, welche dort in einer Nische zusammen um den Tisch sitzen und Karten spielen, während die zu ihnen gehörigen Herrn sich dem Billard zugewandt haben, beweisen dies durch eine für ihre Jugend und Schönheit fast zu anspruchslose Toilette. Die Grazie und bewegliche Anmuth des französischen Weibes macht sich aber auch in diesen dunkelbraunen, schlicht herabgehenden Kattunkleidern, den wenig kleidsamen weißen Hauben und den nichts weniger als modischen Umschlagetüchern geltend. Die Eine dieser ganz und gar in ihre Partie vertieften Kartenspielerinnen ist ein noch ganz junges Mädchen, welche sich durch einen eigenthümlichen Lieb-

reiz ihrer Gestalt auszeichnet. Es giebt eine eigene Schönheit armer Mädchen in Paris, wie man sie anderswo in diesem wunderbar anziehenden Typus nicht antrifft. Diese Schönheit hat in ihrer stillen Blüthe und in ihrem naturfrischen Schimmer einen ungemein rührenden Ausdruck und läßt das Mädchen aus dem Volke oft mit einem viel weiblicheren Reiz bekleidet erscheinen, als er den Frauen der höheren Stände, deren graciöse Koketterie sich nicht selten mit einem fast männlichen Element ihres Charakters und ihrer Formen verbindet, eigen ist. Diese Schönheit der Mädchen aus dem Volke erkennt man oft in dem Gesicht berühmter Schauspielerinnen wieder, die einen wesentlichen Theil ihres Zaubers und ihrer Triumphe ihrer Abstammung aus den Arbeiter-Vierteln von Paris verdanken, und in diesem prächtigen Naturell, das jedoch unverkennbar bleibt, ihre Kunst um so siegreicher aufgebaut haben.

Wenn man den eigentlichen Charakter der französischen Arbeiter studiren will, muß man jedoch mehr in den vor den Barrièren befindlichen Arbeiter-Schenken, die noch in ihrem Naturzustande verblieben sind, und an gewissen Nachbar-Orten von Paris, namentlich in Passy, verweilen, als in jenen goldenen Cafés, deren Leben und Treiben wir zu schildern versuchten. An einem Sonntag-Nachmittag in

Paſſy kann man das vielgeſtaltigſte Diorama der franzöſiſchen Arbeiter-Sitten vor ſich geöffnet ſehen. Paſſy iſt ein kleiner, auf den Anhöhen des Seine-Ufers anmuthig gelegener Vorſtadt-Ort, der ſich gerade über von dem Pont d'Jena und hinter den Champs-Elyſées in einer ſehr maleriſchen Lage erhebt, und für den Arbeiter freundliche und billige Wohnungen und eine große Anzahl von Cafés und Schenken, die ſeit längerer Zeit zu den Lieblingsaufenthalten dieſer Klaſſe gehören, darbietet.

Viele dieſer Schenken in Paſſy haben auch bereits ein eleganteres Aeußere angeſtrebt, und in den größeren Cafés fehlen auch hier die Marmortiſche und die Broncespiegel nicht, wenn ſie auch in einem beſcheideneren und kleineren Zuſchnitt vorhanden ſind. Die Arbeiter-Bevölkerung feiert hier namentlich an den Sonntagen ihre behaglichſten und ausgelaſſenſten Zuſammenkünfte, die oft einen ſehr hitzigen und gefährlichen Charakter annehmen. Davon ſcheinen auch die reitenden Patrouillen zu zeugen, die jetzt Sonntags in ſtarker Anzahl durch die Straßen von Paſſy einherziehn. Auch ſieht man überall Sergents in bedeutender Menge, die alle Vorgänge mit wachſamem Auge zu beobachten ſcheinen, und jeden Augenblick bereit ſtehen, um bei einer ſchlimmen Wendung der Arbeiter-Vergnügungen dazwiſchen zu treten.

Solche Wendungen liegen beſtändig nahe, denn der Arbeiter zeigt hier, wo er ſich am meiſten in ſeiner eigenen Sphäre fühlt, die ganze Ungebundenheit ſeines Naturells, und läßt ſich in derſelben mit toller Laune, oft auch mit der ihm eigenen Bösartigkeit, die an dieſem Manne der Zukunft gar nicht in Abrede zu ſtellen iſt, gehn. Die ganze ungeſtüme Heftigkeit des franzöſiſchen Volkscharakters hat ſich im Arbeiter concentrirt, und tritt bei ihm oft durch die größten Kleinigkeiten zu einer leidenſchaftlichen Scene heraus, die dann unberechnenbar wird und leicht in den übelſten Folgen endet. Der ſein Meſſer werfende Italiener erſcheint phlegmatiſch gegen dieſe raſende Wuth, welche den franzöſiſchen Arbeiter bei dem geringfügigſten Anlaß ergreifen kann, und die um ſo gefährlicher wird, je mehr er geneigt iſt, bei jedem Wort-Krawall Blut und Leben daran zu ſetzen.

In Paſſy ſieht man neben den kleineren Cafés und Schenken große Arbeiter-Reſtaurants, in denen die Blouſenmänner mit ihren Damen Sonntags ihr ganz vollſtändiges Diner einnehmen, das in ſeinem Zuſchnitt den vornehmern Diners von Paris in derſelben Weiſe nachgemacht iſt, in der die imitirten Brillanten mit den ächten zu wetteifern pflegen. Hier herrſcht ein fröhliches Getümmel, das aber durch den ernſten Zweck des Eſſens in gewiſſen

Schranken erhalten wird, während in den Wein- und Bierſchenken, und in gewiſſen Gartenetabliſſements, deren es in Paſſy ſehr viele giebt, eine brauſende Luſtigkeit, die oft die tollſten Wirbel erſteigt, ſich ergeht. Die Unterhaltungen der Arbeiter, die eigentlich immer lebhaft und exaltirt ſind, und die im Volkscharakter liegende Geſchwätzigkeit auf's Aeußerſte treiben, reißen nie ab, und es tritt dabei oft auf eine höchſt pikante Weiſe jener dramatiſch-theatraliſche Charakter heraus, der eine allgemeine National-Eigenſchaft der Franzoſen iſt, bei dem gemeinen Mann aber noch viel ſchärfer und maaßloſer ausgeprägt erſcheint, als bei den übrigen Ständen. Der franzöſiſche Arbeiter iſt ein geborener Schauſpieler, der das entſchiedenſte Talent dazu beſitzt, ſich ſelbſt mit Effect vorzutragen und in Scene zu ſetzen. Seine theatraliſchen Manieren, verbunden mit einer an's Wunderbare gränzenden Kraft der Mimik, die ein Meiſterbild für das Studium des Schauſpielers abgeben könnte, laſſen ihn als einen Mann erſcheinen, der durchaus etwas Ungewöhnliches zu bedeuten ſtrebt, und der ſich mit einer unabweislichen Wichtigkeit geltend zu machen ſucht. Es iſt darum nicht zu verwundern, daß gerade aus dem Arbeiterſtande ſehr viele der bedeutendſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die glänzende Namen auf den franzöſi-

ſchen Theatern geworden, hervorgegangen ſind. Die Theater-Biographie kann darüber die merkwürdigſten Nachweiſe liefern. So war Achard Arbeiter in einer Spinnerei zu Lyon, Arnal Ladenjunge bei einem Krämer, und zuletzt Knopfmacher, ehe er die Bühne betrat; Bouffé war Gold-Arbeitergeſell, und dann Stubenmaler, Debureau Uhrmacher, Dupuis Goldſchläger, Graſſot Papiermacher und dann Uhrmacher, Hyacinthe Friſeur, Levaſſor Commis in einem Modewaarengeſchäft, Samſon Commis in einem Literatur-Bureau, Bignon Schuhflicker, Poultier Böttchergeſelle. Und dieſe Namen ließen ſich gewiß noch durch eine Reihe unzähliger anderer vermehren. Vielleicht iſt die Blüthe und das friſche und natürliche Weſen, worin ſich die franzöſiſche Schauſpielkunſt fortdauernd erhält, gerade dieſem Umſtande beizumeſſen, daß die Bühne ihre Talente aus dem urſprünglichen Born der Volkskraft ſchöpft und ſich mit Natur-Talenten zu bereichern weiß, die oft nur noch einer künſtlichen Glättung und einer bemeſſeneren Haltung bedürfen, um in die Reihe der erſten darſtellenden Talente einzutreten. Das deutſche Theater hat gewöhnlich ruinirte Exiſtenzen aus den gebildeteren Ständen aufgerafft, die ihre letzte Rettung in der Ausübung der Bühnenkunſt ſuchen und dazu in der Regel ſchon blaſirte Nerven und Gefühle, mit einem Minimum

von Natur und Leidenſchaft, mitbringen. Der Arbeiter dagegen, den ſein auf Schritt und Tritt aus ihm herausſchlagendes Schauſpieler-Talent endlich auf die Bühne führt, tritt dadurch in einen erhöhten Lebenskreis, der ſein ganzes Daſein aus der niedrigen Sphäre emporhebt. Alle ſeine Kräfte wachſen und beflügeln ſich mit dieſer Metamorphoſe, und kommen der Kunſt ſelbſt zu Gute. Außerdem iſt der dramatiſche Fonds, den ein ſolcher Künſtler aus dem Volksleben mitbringt, und der damit verbundene Reichthum an Erfahrung in menſchlichen Leiden und Leidenſchaften, von ſo eigenthümlicher und außerordentlicher Art, daß daraus die darſtellende Kunſt gewiß nur mit Vortheil ſchöpfen und eine neue Befruchtung gewärtigen kann. Die größte Tragödin der Neuzeit, die Rachel, würde vielleicht nicht dieſen höchſten Gipfel der Kunſt erſtiegen und eine ſo wunderbare Originalität erlangt haben, wenn ſie nicht ihre Jugend als Straßenſängerin den Gaſſen von Paris zugebracht und in der unmittelbaren Berührung mit dem Volkselend und den Volksleidenſchaften die hohe Schule aller Dramatik durchgemacht hätte. Jedenfalls iſt die gewaltige und höchſt naturwahre Mimik dieſer Künſtlerin, in der ſie unübertroffen daſteht, die Frucht ihres erſten Zuſammenlebens mit den arbeitenden

Klaſſen von Paris, unter denen ſich ihr Talent entwickelte.

Der Beruf des franzöſiſchen Arbeiters zum Schauſpieler möchte alſo unbeſtreitbar ſein. Sein declamatoriſches Talent, das zugleich einer eigenen Art von Drolligkeit und Narrheit in ſeinem Weſen entſpricht, ſetzt ſich in jeder Schenke, wo nur zwei oder drei in eine Berührung mit einander gerathen, ſogleich mit der glänzendſten Virtuoſität in Bewegung. Es wird zwar jetzt in den Arbeiter-Schenken nicht mehr politiſirt, aus dem einfachen Grunde, weil unter dem neuen Kaiſerreich Niemand mehr öffentlich politiſirt, und am allerwenigſten Diejenigen, die noch Politik zu machen im Stande wären. Aber der Arbeiter findet in der ungeheueren Beweglichkeit ſeines Naturells ſtets hinlänglichen Stoff, um ſich, wo er auch auftreten mag, in der wichtigſten Action zu zeigen. Einmal beſitzt er zu all ſeiner Lebhaftigkeit eine gewiſſe kindliche Fröhlichkeit, mit der er ſich dem Verkehr unter ſeinen Genoſſen in der leichteſten, zu jedem Scherz und jeder Neckerei aufgelegten Weiſe hingiebt, und unvergleichliche Dummheiten und Späße, Lieder und Witze zum Beſten giebt, die freilich jeden Augenblick an der Grenzlinie des Erlaubten ſich befinden. Dann iſt er auch wieder der reizbarſte und übellaunigſte Geſell von der Welt, bei dem Streitſucht und

Widerſtandsluſt durch ein Wort oder eine Miene rege gemacht werden können, und der nun ſogleich in eine Berſerkerwuth ohne Grenzen geräth, die ſich mit der Tücke eines Elements auszulaſſen ſtrebt. Mehr oder weniger iſt dieſer Uebergang aus einer fröhlichen Harmloſigkeit in ein ſtürmiſches und gewaltſames Gebahren der Charakter des Arbeiters in allen Ländern. Das Berliner Hähnchen aber, das erſt gutartig wie ein Lamm auftritt und ſich dann plötzlich über ein einziges Wort vom Kopf bis zu den Füßen aufborſtet, um Alles um ſich her niederzuwerfen, behält auch in dieſem ſeinem äußerſten, die Stuhlbeine ausziehenden Zorn noch ein komiſches Element an ſich, das auf die Lachmuskeln wirkt. Der Pariſer Drôle hingegen, wenn er aus ſeiner Narrheit auf den Punkt verſetzt wird, wo er Alles um ſich her angreifen und zerſchlagen möchte, tritt in dieſem Augenblick aus der Sphäre der Komik weit heraus, und verwandelt ſich in einen wirklichen Mann des Schreckens, deſſen diaboliſcher Zerſtörungsſucht dann Alles zuzutrauen iſt. Häufig endigt aber auch die tumultuariſche Scene mit nichts als mit einem dummen Spaß und einem beſtialiſchen Gelächter, und der Aufgeregte erſcheint dann als der Narr ſeines eigenen Scandals, wie es auch bei der übrigen Pariſer Bevölkerung ſo leicht und faſt täglich vorkommt.

Es ist möglich, daß die immer mehr sich verbreitende Einführung des Biers auf diesen ungemein heißblütigen und sogleich lichterloh brennenden Charakter des französischen Arbeiters mit der Zeit einen niederschlagenden Einfluß äußern wird. Denn das biertrinkende Volk wird gedämpfter und schwerfälliger in allen seinen Lebensäußerungen, und wenn es auch nicht ruhiger und friedlicher sich durch diesen Genuß stimmt, so verliert es doch daran leicht den Stachel, der es zu übereilten Unternehmungen und zu gefährlichen Abenteuern jeder Art treibt. Napoleon III. hat auch diesen Gedanken bereits ernstlich in Erwägung gezogen und sich schon seit lange damit beschäftigt, auch der Bierbrauerei in Paris einen lebhafteren Schwung zu geben. Der Kaiser berief deßhalb vor einer Zeit den berühmten englischen Bierbrauer Baß nach Paris, um mit dieser Autorität eine Conferenz in dieser Angelegenheit abzuhalten, die auch sehr befriedigend für die von dem Kaiser gehegten Pläne ausgefallen sein soll. Der Kaiser wünscht nämlich die Einrichtung einer großen englischen Bierbrauerei in Paris, von der er sich bessere Wirkungen auf die Bevölkerung zu versprechen scheint, als durch eine größere Ausbreitung des bayerischen Bieres, das zwar in den letzten Jahren bei den Pariseru großes Terrain gewonnen hat, aber sich nicht so stark einbürgern zu

wollen scheint, um Wein und Grog in den Arbeiter-Schenken zu verdrängen. Auch sind die Preise des bayerischen Biers, wie auch der Biere von Lyon und Strasbourg, in Paris zu hoch, um den allgemeinen Eingang bei den Arbeitern, wie er dem Kaiser wünschenswerth scheint, zu finden. Eine Brauerei englischen Bieres in der Hauptstadt Frankreichs selbst würde ein weit billigeres und bei seinen spirituöseren Eigenschaften dem französischen Arbeiter bei weitem mehr zusagendes Bier liefern, als demselben bisher geboten werden konnte. Nach der Erklärung des Herrn Baß sollen auch in Paris alle Elemente vorhanden sein, die nothwendig sind, um ein gutes englisches Bier produciren zu können, und der Ausspruch des Herrn Baß ist um so gewichtiger, da derselbe nicht nur großer Bierbrauer, sondern bekanntlich auch englisches Unterhausmitglied ist. Uebrigens ist die Situation günstiger wie je dazu angethan, um das englische Bier mit Erfolg in Paris einzuführen, denn die englisch-französische Allianz, die bei der Pariser Bevölkerung nur immer beliebter geworden zu sein scheint, würde dadurch erst in eine rechte Blüthe ihrer Wahrheit eintreten.

Wenn der Kaiser Napoleon III. sich seine Arbeiter ansieht, die ihm schon so viel zu verdanken haben, so kann er leicht auf die Idee kommen, daß

sie ihm auch noch ein besseres Embonpoint zu verdanken haben möchten, denn die französischen Arbeiter sind fast alle mager, und der Kaiser hat Shakspeare's Julius Cäsar sehr gut gelesen, worin die Magerkeit zum Symptom eines politisch gefährlichen Menschen gestempelt wird. Danach würden die französischen Arbeiter allerdings um Vieles weniger gefährlich sein, wenn sie fetter gemacht werden könnten. Unter den biertrinkenden englischen Arbeitern sieht man bei weitem mehr dicke Bäuche, als in Frankreich bei allen Ständen zusammengenommen vorgefunden werden, was zugleich eine geringere Reizbarkeit in den politischen Fragen in England zuwegegebracht hat. Wenn auch der englische Constitutionalismus sicherlich nie das Ziel der neuen napoleonischen Regierung sein wird, so kann doch ein repräsentativer Volkswillen, der einen runden Bauch angesetzt hat, als etwas Beneidenswerthes auch im kaiserlichen Frankreich erscheinen. Wie es dem Kaiser gelingt, durch den Umbau von Paris allmählig die Physiognomie der französischen Hauptstadt zu verändern und ihr ganz neue, auch das politische Volksleben bedingende Raumverhältnisse zu geben, so kommt es ihm jetzt, wie es scheint, auch auf eine Umstimmung des ganzen französischen Nationalcharakters an, wozu allerdings eine physische Verände-

rung des Volksnaturells erforderlich ſein dürfte. Es ſcheint, daß der Kaiſer jetzt von dem engliſchen Bier einen dahin einſchlagenden günſtigen Einfluß erwartet. Napoleon III. ſcheint den Beru des restaurateur du peuple, wie die Franzoſen anfangs ihren König Ludwig XVI. nannten, im eigentlichſten Sinne des Wortes übernehmen zu wollen. Aber Ludwig XVI., obwohl er den beſten Willen hatte, mit der Autorität von Gottes Gnaden in die Bahn der Volksſouverainetät einzulenken, verſtand das Königthum von Weißbrots Gnaden noch nicht, wie es im neuen napoleoniſchen Kaiſerreich aufgerichtet worden. Napoleon III. hat ſich die Reſtauration des franzöſiſchen Volkes, die Frankreich ſchon von ſeinem unglücklichſten und edelſten König erwartete, in politiſcher und materieller Hinſicht zugleich angelegen ſein laſſen, und man wird ihm dabei die umfaſſendſte Berechnung zugleich mit der genaueſten Kenntniß der Volksnatur nicht abſprechen können. Die Pacification des Pariſer Charakters durch breite Straßen und engliſches Bier iſt ein Gedanke der kaiſerlichen Politik, welcher aus der Phyſiologie des Staats entnommen iſt, und wenn er die erwünſchten Reſultate erzielt, den coloſſalſten Unternehmungen früherer Jahrhunderte, dem Bau der ägyptiſchen Pyramiden,

den Wasserleitungen der Römer, und der Austrocknung der pontinischen Sümpfe, gleichkommen würde.

Die Ent-Revolutionirung des französischen Nationalcharakters würde sich diesen großen Wunderwerken aller Zeiten gewiß würdig anschließen, und der Kaiser scheint um so weniger an dem Gelingen dieser Aufgabe zu zweifeln, als das revolutionaire Element keineswegs zur ursprünglichen Anlage des französischen Nationaltemperaments gehört, und, wenn solche Experimente mit einem Volkscharakter überhaupt gelingen können, dasselbe vielleicht doch noch in die militairisch-höfische Natur der Franzosen des Ancien Regime wieder umgesetzt werden könnte. Was das englische Bier anbetrifft, so soll die Herstellung desselben freilich auch noch davon abhängig sein, ob das Seine-Wasser die erforderlichen Eigenschaften besitzt, um dies Bier in bester Beschaffenheit damit produciren zu können. Es sollen dazu jetzt erst die entscheidenden Versuche in London gemacht werden, und das englische Unterhausmitglied Baß hat zu diesem Zweck eine große Anzahl Fässer, mit Seine-Wasser gefüllt, mit sich nach London genommen. Den Parisern ihr Wasser in London zu untersuchen, gehört gewiß mit zu den merkwürdigsten Symptomen der englisch-französischen Allianz, und kann als ein neues Moment der Verbrüderung beider Nationen betrachtet werden.

Man darf aber ſtets überzeugt ſein, daß der Kaiſer bei Allem, was er thut, einem zuſammenhangsvollen Plan, der in eine noch größere Zukunft ſeiner Herrſchaft einmündet, folgt. Denn etwas Abgeriſſenes und Vereinzeltes, wozu er nicht die Inſpiration aus dem ganzen Machtgedanken ſeiner Herrſchaft empfinge, vermag Napoleon III. gar nicht zu thun. Es iſt dies das Geheimniß ſeines Reichs, daß in demſelben Alles nur den einen Zuſammenhang hat, der auf die Begründung der napoleoniſchen Macht ſich bezieht. Hinſichtlich der Stellung aber, die er den Arbeitern im Kaiſerreich zugedacht, ſcheint er noch lange nicht bis zum Endziel ſeiner Pläne vorgerückt zu ſein. In ſeinen Entwürfen für ihr materielles Wohl ſchlummern Gedanken, die auf eine ſociale Organiſation des Proletariats hingerichtet ſind, und vielleicht nur an dem einen Fehler leiden, daß ſie die Verwirklichung des Feenmärchens mitten im modernen Gewaltſtaat für möglich halten. Aber der Grundgedanke iſt richtig, daß für jede neue Herrſchaft auch neue Menſchen geſchaffen werden müſſen.

II.

Die Helena-Medaille und der Napoleon-Cultus.

Die Vertheilung der St. Helena-Medaille, die in Deutschland eine solche Sturmfluth patriotischer Ergüsse, wenn auch nur auf Zeitungspapier und auf einigen lyrischen Leyern hervorgerufen, führt in Paris oft sehr eigenthümliche Scenen herbei, die man nicht ohne Interesse und Rührung mit ansehn kann, und welche in naiver Wahrheit die Wurzeln enthüllen, die der Napoleonismus im französischen Volksleben geschlagen hat.

Das neue Ehrenzeichen, welches der Kaiser Napoleon III. nicht blos als napoleonischen Pulsfühler, sondern auch in einer Art von Vollstreckung des Testaments von Sainte-Helène für die alten Krieger des Kaiserreichs gestiftet hat, wird auf der Kanzlei des Ordens der Ehrenlegion an die in Paris wohnhaften alten Kämpfer ausgetheilt. Zweimal in der Woche,

jeden Montag und Freitag, von zehn bis vier Uhr, findet dieſe Vertheilung ſtatt, und man erblickt dann immer eine bedeutende Menge alter Soldaten, die ſich, oft in den groteskeſten Geſtalten und meiſt mit einer gewiſſen Feierlichkeit in ihrem Weſen, in dieſen Stunden hier einfinden, um ihre Anſprüche aufzuweiſen und meiſtentheils ſogleich die Medaille ſelbſt in Empfang zu nehmen.

Heute erſcheint ſogar eine alte Frau von dreiundachtzig Jahren, die, geſtützt auf eine Krücke, herangeſchlichen kommt, und mit zitternder Hand alte vergilbte Papiere aus einem ledernen Beutel hervorholt, um ſie auf die Barre des Bureau zu legen. Aber die Stimme, mit welcher ſie jetzt bittet, ihre Papiere prüfen zu wollen, ſcheint mit jener zitternden Hand des Alters nichts gemein zu haben. Dieſe Stimme redet im tiefſten Baß, und hat einen faſt trotzigen und herausfordernden Ausdruck, indem ſie ihrer Bitte mit vielem Selbſtgefühl noch die Bemerkung hinzufügt: man werde ſehen, daß ſie ſich auch für die Medaille von Sainte-Helène eigne und dieſelbe zu empfangen würdig ſei!

Das Publikum, welches in dem nicht allzu geräumigen Zimmer verſammelt iſt, geräth in eine ſichtliche Bewegung. Nicht der Umſtand, daß es eine Frau iſt, welche als Mitbewerberin um das Ehren-

zeichen der alten napoleoniſchen Krieger in die Schranken tritt, ſcheint dies Staunen und Lauſchen auf allen Geſichtern hervorgerufen zu haben, denn man weiß, daß es in der Heeresſäule des großen Napoleon auch an Soldaten dieſer Art nicht gefehlt hat, welche hinter der Uniform einen weiblichen Buſen mit einem mannhaften Herzen verbargen, und bei mancher Affaire Wunden und Thaten aufzuzeigen hatten. Aber die Perſönlichkeit der alten Frau hat offenbar einen außerordentlichen Eindruck hervorgebracht. Ihre große, unheimlich in ſich zuſammengekauerte Geſtalt, die ſich nur mühſam noch aufrecht erhalten zu können ſcheint, und doch ſo energiſche Anſtrengungen macht, um ſich feſt und militairiſch darzuſtellen, läßt Jeden mit einer Art von Bewunderung zu ſich heraufblicken. Wenn man aber ihr ſchwarzgelbes, ſonnenverbranntes Geſicht, die ſchwarzfunkelnden, ſtechenden Augen und die breiten Narben auf ihrer braunen Stirn betrachtete, kam man auf den Gedanken, eine Sibylle des alten Kaiſerreichs ſei in ihr erſchienen, um die Staatsweisheit des Imperialismus zu künden und über der Teſtaments-Vollſtreckung des großen Kaiſers, um die es ſich bald in immer ausgedehnterem Maaße handeln wird, zu wachen.

Die Beamten des Ordens-Bureaus benahmen ſich auch ungemein zuvorkommend gegen die alte inve-

rialiſtiſche Sibylle. Ein Commis deſſelben nimmt freundlich den Arm der alten Frau und geleitet ſie zu einem Stuhl, auf den er ſie ſorglich an ſeiner Hand niederläßt. Dann werden ihre Papiere geöffnet und vom Bureau her mit lauter Stimme die darin enthaltenen Berechtigungen vorgeleſen.

Sie heißt Thereſe Figueur, genannt Sans-Gêne, iſt 1774 zu Talmy geboren, am 7. October 1791, alſo in ihrem ſiebzehnten Lebensjahre, in das 15. Dragoner-Regiment eingetreten, und unter dem Kaiſer wegen ihrer Wunden, die ſie in mehreren Schlachten empfangen, in den Ruheſtand verſetzt worden.

Thereſe Figueur hatte zu dieſem Bericht über ihre Perſon beiſtimmend mit dem Kopfe genickt und alle Angaben deſſelben dadurch noch beſonders bekräftigt. Aus ihrem Nachſinnen wurde ſie aber jetzt durch die Stimme des Vorſitzenden der Commiſſion erweckt, der ihr zurief: Thereſe Figueur, Sie empfangen die Medaille!

Bei dieſen Worten erhob ſich die Frau wie mit einer elektriſchen Geſchwindigkeit. Sie ſprang von ihrem Stuhl empor und nahm, ihre lange Geſtalt gerade in die Höhe richtend, eine ganz regelrechte militairiſche Haltung an. Dann ſchritt ſie mit einer Handbewegung, als wenn ſie ihre Waffen trüge, einige Schritte vorwärts. Man heftete ihr jetzt die Helena-

Medaille vorn an ihrem Kleide an, was sie mit den ausdrucksvollsten Gebärden des Stolzes geschehen ließ. Dann zog sie sich mit einem militairischen Gruß zurück und ließ, indem sie feierlich das Zimmer durchschritt, ihre befriedigten Blicke auf den Gesichtern der Zuschauer ruhen. Thereſe Figueur war in diesem Augenblick vielleicht nicht von einiger Koketterie freizusprechen und man merkte ihr an, daß sie ihren herrlichen Beinamen Sans-Gêne, der ohne Zweifel auf ihr weites kameradschaftliches Herz hindeutete, einst in ebenso interessanten Gefechten der Liebe davongetragen haben mag, als sie die Narben auf ihrer schönen Stirn ewig denkwürdigen Schlachten ihres Kaisers verdankte. Als sie aber jetzt an der Thür angelangt ist, dreht sie sich noch einmal um, und ruft mit einem energischen Schrei: vive l'Empereur! aus. Es versteht sich, daß alle Anwesenden, die fast sämmtlich aus Bewerbern um die Helena-Medaille bestanden, enthusiastisch in diesen Ruf einstimmten. —

Jetzt kommt Monsieur Myon heran, ein alter Tänzer von 84 Jahren, der aber seit länger als 25 Jahren Pensionair des bei dem Dorfe Gentilly nahe bei Paris gelegenen Hospiz Bicêtre ist. Er ist ein kleiner, vertrockneter, uralt aussehender Mann, den aber die lebhaftesten Manieren auszeichnen. Beim Aufruf seines Namens, denn er scheint sich schon frü-

her gemeldet zu haben, ſchreit er mit einer wahren Zeterſtimme: Monſieur Myon? Ja, das bin ich, Ihnen zu dienen, und der ganzen Geſellſchaft zu dienen. Ich bin, wie Ihr mich hier ſeht, ein ehemaliger Artiſt der großen Oper. Ich habe ja den großen Veſtris noch gekannt!

Es iſt wohl lange her, daß Ihr nicht mehr geſprungen habt? ſagte einer der Beamten der Commiſſion zu ihm, mit der wohlwollenden Gemüthlichkeit, die auf dieſem Bureau zu herrſchen ſchien.

Erlauben Sie, erlauben Sie, mein Herr — und ohne die Antwort abzuwarten, hat ſich der kleine Myon ſchon mit einer pfeilartig fortſchießenden Bewegung Platz gemacht, indem er mit ſo viel Höflichkeit als möglich die ihn zunächſt Umgebenden zur Seite ſchiebt. Nun beginnt er mit den Händen den Takt zu ſchlagen, und eine zwar altmodiſche, aber doch höchſt anmuthige Melodie trällernd, fängt er an die graciöſeſten Pas und Tanztouren auszuführen. Er geräth damit ſo in den Zug, und ſchlägt mit ſolchem Feuer ſeine Entrechats, daß er gar nicht wieder aufhören zu können ſcheint. Der kleine alte Mann tanzt, wie von einem Tarantelſtich getroffen, unaufhörlich und immerzu, und es ſcheint ihm ſelbſt unmöglich, wieder inne zu halten und zur Ruhe zu kommen. Die Grazien ſeiner Jugend ſcheinen als

Furien wieder erwacht zu ſein und jagen ihn in einem endloſen Kreislauf auf und nieder. Die Garçons des Bureau müſſen ſich endlich mit Gewalt ins Mittel legen, um ihn wieder feſt auf ſeine Beine zu ſtellen, aber Myon iſt außer Athem und zittert und bebt an allen ſeinen Gliedern. Man muß ihn eine Zeitlang feſthalten, um ihn nicht umſinken zu ſehen. Jetzt aber wird ihm die Helena-Medaille umgehangen, denn Monſieur Myon war ſeiner Zeit nicht nur ein großer Tänzer, ſondern auch ein wackerer Krieger, und er hat in den Armeen der Republik und des Kaiſerreichs gedient. Der Anblick dieſes Schmuckes auf ſeiner Bruſt giebt dem napoleoniſchen Veteranen ſeine ganze Beſinnung wieder, und nach einem ernſten Gruß gegen die Verſammlung, entfernt er ſich mit ſtolzen Schritten. —

Ich hatte früher die Medaille von Sainte-Hélène noch nicht geſehen, und da ich allerdings hoffen mußte, ſie nicht ſo leicht auf einer deutſchen Bruſt in Augenſchein nehmen zu können, ſo machte ich von der mir werdenden Erlaubniß Gebrauch, ſie an der Bruſt eines franzöſiſchen Veteranen näher zu betrachten. Die Medaille iſt aus dunkelfarbiger Bronce ziemlich geſchmackvoll hergeſtellt, und zeigt auf ihrer Vorderſeite das Bruſtbild Napoleon's I. mit der Umſchrift: „Napoleon I., Empereur;“ auf der Rückſeite befindet

ſich in der Mitte die Inſchrift: „A ses compagnons de gloire sa dernière pensée St. Hélène 5. Mai 1821“; die Umſchrift lautet: „Campagnes de 1792 à 1815.“ Die Medaille ſelbſt iſt mit einem Lorbeerkranz eingefaßt und hat oberhalb eine Krone, in deren Kugel ein Ring durchgeht, der das roth- und grüngeſtreifte Band, an welchem die Medaille getragen wird, befeſtigt.

Dies iſt das kleine napoleoniſche Erinnerungsnipp, durch welches der Kaiſer für alle Diejenigen, die einſt unter den Fahnen des großen Napoleon geſtanden und jetzt in allen Theilen von Europa zerſtreut ſind, ein gemeinſames Kennzeichen und gewiſſermaßen ein geiſtiges Band ihrer Zuſammengehörigkeit hat ſtiften wollen. Der Moniteur de l'Armée ſchlägt die Zahl der alten Krieger des Kaiſerreichs, welche ſowohl in Frankreich als auch in den übrigen Ländern Europas noch leben, auf mehr als 300,000 an, woraus hervorgehen würde, daß das neue napoleoniſche Symbol, welches der Kaiſer ausgeworfen, in eine bedeutende Menge nationaler und geſellſchaftlicher Beziehungen hineintreffen wird und dazu beſtimmt iſt, dieſelben in dem Netz des napoleoniſchen Namens von Neuem zuſammenzufaſſen.

Zu den Staaten, welche Contingente zu den Armeen des Kaiſerreichs ſtellen mußten, gehörten Bel-

gien und das linke Rheinufer mit neun Departements, das Land zwiſchen Maas und Rhein, und zwiſchen Rhein und Moſel mit vier Departements, Savoyen und Piemont mit acht Departements, die liguriſche Republik, Toskana, Parma und der Kirchenſtaat zuſammen mit neun Departements, das Königreich Weſtphalen mit vier Departements, und das Königreich Holland, welches allein neun Departements bildete. Rechnet man dazu noch das Simplon-Departement, ſo betrug die Geſammtzahl der außerhalb Frankreichs gelegenen Departements vierundvierzig, welche ſämmtlich ihre regelmäßigen Contingente ſtellten. Auch die illyriſchen Provinzen, wo Marſchall Marmont Gouverneur war, lieferten die ſechs kroatiſchen Regimenter und das Regiment von Illyrien. Die Schweiz hatte faſt beſtändig 18000 Mann unter den kaiſerlichen Fahnen, und Polen ſtellte ſeine gewaltigen Legionen und ſeine vortreffliche leichte Reiterei, die ſo oft von ausgezeichneter Wirkung in den napoleoniſchen Schlachten war. Verſchiedene Staaten Deutſchlands ſtellten die germaniſche Legion, das Bataillon von Weſtphalen, die hannoveriſche Legion, die heſſiſchen Regimenter, die Regimenter der Fürſten von Latour d'Auvergne und von Iſenburg, ſo wie das Infanterie-Regiment von Preußen. Dieſe drei letzten Regimenter beſtanden hauptſächlich aus Ungarn, Böh-

men, Preußen, Schweden, Russen, Oesterreichern, Sachsen, Bayern, Dänen, die fast sämmtlich Kriegsgefangene waren und sich freiwillig in den Kriegsdienst Napoleon's hatten engagiren lassen. Die portugiesische Legion, das spanische Regiment Joseph Napoleon, das irländische Regiment vermehrten noch die Zahl dieser Truppen, die eine bunte Musterkarte nationaler und sprachlicher Verschiedenheiten lieferten. Endlich figurirten noch Malteser, Türken, Griechen, Kopten, Syrier in den Halbbrigaden der ägyptischen Armee, unter den Garde-Mamelucken und den schwarzen Pionnieren. Dazu kommt noch, daß die Truppen des Rheinbundes gleichfalls sehr häufig in der Armee des Kaisers Napoleon fechten und den Siegeszügen des Eroberers und Triumphators durch alle Welt folgen mußten.*)

Es haben mithin Männer aus 35 verschiedenen Nationen auf diese Helena-Medaille Anspruch, und es ist darum nicht abzusehen, warum sie vorzugsweise als eine gegen Deutschland gemünzte in Anschlag gebracht werden sollte? Es konnte zwar auffallen, die französischen Blätter mit einem gewissen Pomp berichten zu sehen, daß gerade aus Deutschland sich Tausende von Veteranen durch die französischen Ge-

*) Diese Angaben sind nach dem Moniteur de l'Armée zusammengestellt.

landtschaften als Bewerber um diese Medaille gemeldet hätten. Denn es schien in diesen Berichten eine Art von geflissentlicher Uebertreibung zu liegen, der durch die Stimmung, mit welcher die Helena-Decoration in Deutschland aufgenommen worden ist, durchaus nicht entsprochen wurde. Unseres Erachtens gehört die Stiftung dieses militairischen Erinnerungszeichens keineswegs einer politischen und auf das Ausland abzielenden Berechnung des gegenwärtigen Kaisers der Franzosen an. Diese macchiavellistische Intrigue vermittelst einer Bronce-Medaille, die siebzig- und achtzigjährigen Veteranen an die Brust geheftet werden soll, wäre in der That ein zu kleinliches und unsicheres Manöver für einen Geist wie Napoleon III., der, seitdem er den Kaiserthron bestiegen, sein Gebäude nicht mehr in der Luft oder aus zerbrechlichem Material aufzuführen pflegt und, wenn man ihm auch alles Andere absprechen will, doch stets für einen Meister in der politischen Operation zu halten sein wird.

Die Helena-Medaille schien allerdings mit dem Kriegslager bei Châlons und mit dem Project der Rheinbrücke bei Straßburg auf eine ziemlich tendenziöse Weise zusammenzufallen und in diesem Ensemble den Moment vorbereiten zu sollen, in welchem Deutschland zur Erfüllung des napoleonischen Pro-

gramms an die Reihe kommen wird. Aber wenn Napoleon III. wirklich, was noch keineswegs feststeht und sich durch seine bisherige auswärtige Politik in keiner Weise bewahrheitet hat, nur durch die Schablone der Politik des Oheims arbeiten wollte, so würde er doch gewiß seine Verwickelung mit Deutschland nicht dadurch herbeizuführen suchen, daß er das Nationalgefühl der Deutschen durch eine solche Bagatelle zu kränken und zu provociren anfinge.

Der Besitz der Helena-Medaille kann keine große Verlockung für die noch übrig gebliebenen deutschen Krieger sein, welche in den Heeren Napoleon's nicht blos widerwillige Instrumente seiner Siege, sondern auch Zeugen seiner Vernichtung und seines Unterganges waren. In vielen derselben mag wohl nur die Erinnerung lebendig geblieben sein, daß sie einst an der Seite des größten Kriegers der modernen Zeit welterschütternde Thaten vollbringen halfen, und diese Reminiscenzen wird man den alten verwitterten Häuptern nicht übel deuten können. Da aber die Helena-Medaille Niemanden aufgedrungen wird und auch durchaus keine eigentlichen Vortheile darbietet, welche die menschliche Schwäche zur Erwerbung einer solchen Decoration bestimmen könnten, so wird für Deutschland sehr leicht zur Tagesordnung darüber hinwegzugehen sein. Die Helena-Medaille ist viel-

mehr eine Abfindung für die Geldvortheile, welche Napoleon I. in dem Teſtament von Longwood für ſeine ſämmtlichen Waffengefährten ausdrücklich ausgeſetzt hatte. Denn der Kaiſer vermachte im dritten Abſchnitt dieſes Teſtaments die Hälfte ſeines Privatvermögens (deſſen Geſammtheit er auf 200 Millionen Francs berechnete) den aus den franzöſiſchen Armeen übrig gebliebenen Offizieren und Soldaten, welche in den Jahren 1792 bis 1815 für den Ruhm und die Unabhängigkeit der Nation gekämpft. Die Vertheilung dieſer Gelder ſollte nach Maaßgabe des Gehalts geſchehen, welches jeder Krieger während ſeiner Activität im Heere bezogen.*) Das Privatvermögen Napoleon's ſcheint jedoch eine ausgiebige Benutzung der Art, wie ſie in ſeinem Teſtament angeordnet worden, in keiner Weiſe möglich gemacht zu haben. Es war Alles größtentheils ſchon von ihm ſelbſt ver-

*) Wie ſehr die Helena-Medaille als Abſchlagszahlung der im Teſtament von St. Helena ausgeſetzten Summen betrachtet wird, geht auch aus der Form hervor, in welcher die Medaille Denjenigen, welche ſie bekommen, zugefertigt wird In einem durch die Zeitungen bekannt gewordenen Schreiben des franzöſiſchen Geſandten in München, Baron von Meneval, an den penſionirten Hauptmann Achilles in Nürnberg (der erſte Deutſche, welcher ſich um die St. Helena-Medaille beworben) heißt es: „Im Auftrage des Kaiſers Napoleon's III. überſende ich Ihnen das fromme Andenken, welches der kaiſerliche Onkel (sic) ſeinen alten Ruhmesgenoſſen geweiht hat."

ausgabt gewesen oder in andere Hände übergegangen, aus denen es nicht mehr für die von dem Kaiser festgesetzten Zwecke zu verwenden war. Es scheinen zu diesem Vermögen sowohl die vierzehnjährigen Ersparnisse seiner Civilliste gehört zu haben, die er im Testament, unter Berufung auf sein gutes Gedächtniß, auf 12 Millionen Francs jährlich angab, als auch die Möbel seiner Paläste, ferner seine Schlösser in Rom, Florenz und Turin, die er, mit allen in ihnen befindlichen Möbeln, aus den Zinsen der Civilliſten-Gelder ankaufen ließ, wie auch die von dem Kaiser als Eigenthum besessenen Häuser im Königreich Italien, deren Werth er mit allem darin vorhandenen Silber, Schmucksachen, Möbeln und Equipagen auf sein Privatvermögen, das er sich durch kein französisches Gesetz abgesprochen sah, angerechnet haben wollte.

Wenn diese Geldmittel noch in irgend einer Art flüssig zu machen gewesen wären, so würde Napoleon III. schwerlich so lange gezögert haben, dies baare Vermächtniß ihres Kaisers an die französische Armee zu bringen. Aber es scheint, daß jener testamentlichen Bestimmung, welche jetzt den Aufwand von 100 Millionen Francs erfordert haben würde, nicht mehr zu genügen war, und daß darum die Stiftung der Helena-Medaille als ein bei weitem billigeres

Auskunftsmittel vorgezogen wurde.*) Die Sache soll aber in Frankreich so feierlich als möglich genommen werden, und zweihundert Mitglieder der „Gesellschaft der alten Soldaten des Kaiserreichs" haben neulich im Industrie-Palaste ein großes Bankett zu Ehren der St. Helena-Medaille gegeben, wobei die möglichsten Anläufe genommen wurden, um der Decoration einen volksthümlichen und nationalen Schwung zu verleihen. Es fehlt dabei nicht an dem großen und rührenden Hintergrund, denn die letzten Gegenstände der Liebe, mit denen sich Napoleon auf seinem Todbette beschäftigte, waren seine Waffengefährten und die Armee, an deren Spitze er die Welt in ihren Achsen zu drehen begann. Die Worte: „tête .... armée" waren bekanntlich die eigentlich letzten Laute, welche den Lippen des sterbenden Kaisers im Delirium des Todes entflossen.**) Er faßte in diesen beiden letzten Worten das Symbol der napoleonischen Herrschaft für ihre Vergangenheit wie für ihre Zukunft zusammen. Er selbst war das Haupt und die Armee,

*) „Je légue mon domaine privé, moitié aux officiers et soldats, qui restent des armées françaises, qui ont combattu depuis 1792 jusqu'à 1815, pour la gloire et l'indépendance de la nation. La répartition en sera faite au prorata des appointements d'activité.

**) Las Cases Mémorial de Ste. Hélène.

und in diesen Begriffen sollten Staat und Gesellschaft aufgehen. Aber dieser Imperialismus war eine Tragödie, die nur mit dem Untergang ihres Helden endigen konnte, der, auf sich selbst zurückgeworfen, zuletzt in dieser einsamen Machtlosigkeit zerschellen mußte. Aber der Ausgang dieser Tragödie hat nicht davon abgeschreckt, die Imperialisirung der ganzen Gesellschaft von Neuem zu unternehmen. Die alten Veteranen, welche, jetzt mit der Helena-Medaille geziert, in den Bogengängen des Invaliden-Hôtels umherhumpeln, und das Tombeau des großen Napoleon bewachen, scheinen in den Augen der Bonapartisten nur die Schmetterlinge des ewigen napoleonischen Frühlings zu sein, der die Kaisergruft umblüht und in der sogenannten napoleonischen Idee einst die Zukunft aller Völker überwachsen und beherrschen wird.

Die Helena-Medaille, die wahrscheinlich auch darum ihren Namen erhalten, weil sie die Bestimmungen des Helena-Testamentes wenn auch nicht durch Geld, doch durch Bronce erfüllen soll, betrat den Schauplatz in einem Augenblick, wo sie mit der ihr auf allen Straßen von Paris begegnenden Krim-Medaille sich Auge in Auge spiegeln konnte. Der Ruhm der Vergangenheit wetteifert darin mit dem Ruhm der Gegenwart, und das Kaiser- und Soldatenglück scheint in seinem vollsten Gepränge zu strah-

len. Beide Medaillen, welche Napoleon III. geſtiftet hat, ſind das Zeichen, daß die Armee Frankreichs von Neuem ihre Taufe auf den napoleoniſchen Namen empfangen und angenommen hat, denn die Gloire, dies ſich ewig ſelbſt wiederkäuende Ungeheuer, in welchem die franzöſiſche Armee ihren Gott anbetet, hatte ſchon einige bedeutende Erſchütterungen zu erleiden angefangen. Die Krim-Medaille beweiſt der Helena-Medaille in's Angeſicht, daß es Napoleon III. gelungen iſt, den ſchon verbleichen wollenden Kriegsruhm der franzöſiſchen Armee wieder herzuſtellen, und die Helena-Medaille reibt es wiederum der Krim-Medaille unter die Naſe, daß der Ruhm und die Kraft der Armee auf dieſen alten napoleoniſchen Säulen ſteht, auf denen ſie begründet wurde und durch welche ſie ihre Herrlichkeit und ihre Dauer für alle Zeiten empfangen haben will. So ſcheinen Onkel und Neffe jetzt in der That in einem liebenswürdigen Wettſtreit begriffen, wer am meiſten für die Gloire der franzöſiſchen Armee und Nation (denn Beides wird wieder Eines und Daſſelbe werden müſſen) gethan.

Der Napoleonismus als Syſtem kann aber nicht großartiger aufgefaßt und zur Ausrundung gebracht werden, als es durch den Kaiſer Napoleon III. geſchieht, der es offenbar für eine ſeiner wichtigſten Regierungs-Arbeiten anſieht, den Napoleon-Cultus

mehr und mehr zum Mittelpunkt aller National-Interessen zu machen, und, neben der noch immer sehr räthselhaft gebliebenen napoleonischen Idee, zugleich mit allen napoleonischen Erinnerungen und Reliquien auch in das sociale Leben der Franzosen immer tiefer einzudringen. Der Kaiser entwickelt darin eine planmäßige Energie und Geschäftigkeit, die, im Hinblick auf seine übrigen unabläßigen Arbeiten und Vorbereitungen, in das größte Erstaunen setzen muß. Bald wird ganz Frankreich mit napoleonischen Monumenten und Denkmälern, Jahres- und Erinnerungstagen bedeckt sein, um die Franzosen auf jedem Schritt und Tritt daran zu gemahnen, daß sie von der napoleonischen Familie vollständig durchwachsen sind, und keinen Strich Erde mehr haben, in den sich nicht die napoleonische Kaiser-Dynastie mit ihrem Namen und ihren Symbolen tief eingeschnitten hätte. —

Unter den napoleonischen Denkmälern und Stiftungen, mit denen Napoleon III. beschäftigt ist, nimmt das schöne und so eben vollendete Monument, welches der Kaiser in der alten Kirche von Rueil seiner Mutter, der Königin Hortense, hat errichten lassen, eine der ersten Stellen ein. Die künstlerische Ausführung ist von Barre, der ein einfaches, aber ungemein ansprechendes und empfindungsvolles Werk geschaffen hat. Diese, durch ein bemerkenswerthes,

altes Portal ausgezeichnete Kirche, welche die Grabmäler Josephinens und ihrer Tochter Hortense umschließt, wurde einst von dem Cardinal Richelieu, dem das Schloß von Rueil gehörte, wiederhergestellt. Jetzt aber hat das alte interessante Gebäude auf Kosten der Civilliste eine neue und umfassende Restauration empfangen, welche durch die Architekten Lacroix und Maguin mit vielem Geschmack und im Geiste des ursprünglichen Baustils vollzogen worden ist. Das neue Denkmal, welches der Kaiser seiner Mutter geweiht hat, stellt die unglückliche Königin in weißem Marmor auf ihren Knieen liegend dar mit dem Ausdruck sinniger und frommer Hingebung, der ein wesentlicher Charakterzug ihres Lebens war. Diesem Monument gegenüber ist das Grabmal der Kaiserin Josephine, das von Cartellier ausgeführt ist und auf dem man die schöne Kaiserin in knieender Stellung, mit einem Gebetbuch in der Hand, erblickt. Ihre Kinder Eugène und Hortense haben ihr, wie die einfache wortkarge Inschrift besagt, im Jahre 1825 dies Monument errichten lassen. Die Kirche von Rueil ist durch diese rührenden und vielbedeutsamen Gräber ein Haupttempel des napoleonischen Dienstes geworden. Einige Minuten vom Schlosse Malmaison gelegen, wo Josephine ihren letzten Lieblingsaufenthalt in stiller, erinnerungsvoller Einsam-

keit fand, war dieſe Kirche der Zufluchtsort für ein verſtoßenes, auf die bitterſten Schmerzen der Entſagung angewieſenes Herz geworden. Der Kaiſer hat jetzt eine jährlich wiederkehrende Todtenmeſſe zur Erinnerung an die Kaiſerin Joſephine und die Königin Hortenſe angeordnet, die am 6. Oktober 1857 zum Erſtenmal in Rueil abgehalten wurde. Da Rueil ſo nahe bei Paris liegt, hatte ſich ein ziemlich anſehnliches Publikum zu dieſer Ceremonie eingefunden, der auch viele alte Diener Napoleon's I. und Joſephinens und eine alte, noch am Leben gebliebene Ehrendame der Königin Hortenſe beiwohnten. Solche alte Diener werden als napoleoniſche Staffage bald im Preiſe ſteigen, und ſie trugen in der That dazu bei, in die Rührung der Scene ein draſtiſches Element der Wirklichkeit hinein zu verlegen.

Auf der Inſel Martinique läßt der Kaiſer in dieſem Augenblick eine Statue der Kaiſerin Joſephine errichten. Andere napoleoniſche Monumente, zu denen ſchon die verſchiedenſten Entwürfe vorliegen ſollen, werden nicht ausbleiben, um dem Napoleon-Cultus wo möglich auf allen Punkten der bewohnten Erde einen Ausdruck zu geben. Der Kaiſer iſt in dieſen Dingen liebenswürdiger Fanatiker und politiſcher Rechenmeiſter zugleich, und genießt dabei den Vortheil, das, was ihm gewiß zunächſt Sache des Her-

zens ist, gleichzeitig als eine wirksame Maschinerie zur Förderung und Verschlingung seiner Machtinteressen gebrauchen zu können.

Aber nicht nur in Marmor und Erz sucht der Kaiser alle Züge des napoleonischen Namens zu sammeln und festzuhalten. Er ist auch unaufhörlich bemüht, ihn im socialen Leben Frankreichs von Neuem zur Geltung zu bringen und ihn als den Ausgang alles Heils für das Ganze wie für jeden Einzelnen zu stempeln. Dem Kaiser kommt dabei in der Ausbeutung der napoleonischen Erinnerungen ein Gedächtniß zu Hülfe, das die bewundernswürdigste Elastizität für alle Persönlichkeiten aus der Geschichte Napoleons besitzt. So befand sich Napoleon III. neulich in Luneville, wo ihm zu Ehren ein Carrousel geritten wurde, welches ein junger Offizier, der Capitain Dulac, mit großer Geschicklichkeit commandirte. Nach Beendigung des Carrousels sah sich dieser Offizier zum Kaiser gerufen, von dem er sich nur einer einfachen Belobigung gewärtigte. Der Kaiser aber wendete sich ihm mit einer besonders ausdrucksvollen Freundlichkeit zu, und eröffnete ihm, wie er sich sehr wohl daran erinnere, daß es sein Vater, der Oberst Dulac, gewesen, der durch seinen persönlichen Muth und seine außerordentliche Tapferkeit dazu beigetragen habe, den Kaiser Napoleon I. auf dem Rückzuge aus

Rußland, als der Kaiſer eben Gefahr lief zum Gefangenen gemacht zu werden, aus den Händen ſeiner Verfolger zu befreien. Der Oberſt Dulac war ſeitdem ohne Hinterlaſſung eines Vermögens geſtorben und hatte, wie Louis Napoleon ganz genau zu wiſſen ſchien, mehrere Kinder, und darunter namentlich eine Tochter, zurückgelaſſen, die einer Ausſteuer bedurfte. Der Kaiſer bot dem überraſchten Capitain jetzt eine Mitgift von 20,000 Francs für ſeine junge Schweſter dar, welche auf die kaiſerliche Chatoulle angewieſen werden ſollten. Ob dieſe Scene vorbereitet war oder ob dem Kaiſer dieſe Intention erſt in dem Augenblick entſprang, wo er den dieſen Namen tragenden Offizier vor ſich erblickte, wird unentſchieden bleiben müſſen. Jedenfalls iſt dadurch die imperialiſtiſche Dramatik um einen neuen rührenden Zug reicher geworden*).

Nicht minder ſucht der Kaiſer als napoleoniſcher Reliquienſammler ſeine Miſſion auszurunden, wie das von ihm begründete Napoleons-Muſeum im Louvre auf eine ſehr intereſſante Weiſe zeigt. Dies Napoleons-Muſeum, auch der Kaiſer-Saal genannt, bildet eine Abtheilung der erſt ſeit dem Jahre 1855 eröff-

*) Das bonapartiſtiſche officielle Organ: La Patrie vom 9. October erzählte dieſe Geſchichte mit genauen Details.

neten Galerie des Louvre, welche unter dem Namen der Salle des Souverains eine Anzahl von Reliquien der Könige Frankreichs, von Chilprich und Dagobert an bis auf Napoleon I. umfaßt. Auch hier fällt vor Allem das Beſtreben in die Augen, die Kleinodien des Napoleonismus unmittelbar an die der früheren Herrſcher-Dynaſtien Frankreichs anzuknüpfen und dadurch gewiſſermaßen die legitime Reihe der franzöſiſchen Souveraine als eine ununterbrochene darzuſtellen.

Das Muſeum der Souveraine zuerſt durchſchreitend, und dieſe prachtvolle Polterkammer mit allen ihren hiſtoriſchen Namen und Beziehungen muſternd und würdigend, glaubt man ſich auf einer Induſtrie-Ausſtellung der königlichen Würden zu befinden, die ein höchſt buntſcheckiger und ſo vielen glänzenden Trödel darbietender Pendant zu den ernſten marmornen Königsgräbern von St. Denis zu ſein ſcheint. Der Seſſel Dagobert's, auf dem es ſich ungemein hart geſeſſen haben muß, und die eiſerne Krone Hunald's, zu deren einziger Verzierung noch einige krummgebogene Nägel ausreichten, führen uns eine ſehr gute und praktiſche Zeit des Königthums vor Augen, wo der Herrſchafts-Apparat noch ſehr gering war und wenig koſtete, und Stein und Eiſen das genügende Material waren, um eine Regierung zu ſtützen. Je

mehr die kostbaren und künstlichen Industrie-Stoffe in den Apparat des Königthums eintreten, desto schwieriger und für den Träger der Krone gefährlicher ist die Herrschaft geworden. Zwischen der furchtbar einfachen Eisen-Krone Hunald's und dem prachtvollen, reichgeschmückten Degen und Krönungssattel Ludwigs XVI. liegt eine lange bluttriefende Geschichte von Leiden und Verbrechen, die mit dem goldenen Prunkaufwand des Königthums sich steigerten und ihr vollgewordenes Maaß in dem Blute des unglücklichsten Königs ausschütteten. Daneben sieht man freilich auch den Schraubstock stehn, dessen sich der arme Ludwig XVI., den es in seiner ächten Volksgesinnung zugleich trieb, der Mann der Arbeit zu sein, in seinen dem Schmieden und Ciseliren geweihten Nebenstunden einst bedient hatte. In dem Schlosse zu Fontainebleau wird noch in dem in seinem alten Zustande verbliebenen Zimmer der Königin Marie Antoinette an dem einen der Fenster eine Fensterstange gezeigt, welche Ludwig XVI. selbst geschmiedet und äußerst sauber ciselirt hat. Diese Fensterstange ist von blauem Stahl mit geschmackvoller Vergoldung, und macht im Gedanken an ihren Urheber einen wunderbaren Eindruck. Dieser König hatte offenbar das größte Talent dazu, ein geschickter und ehrlicher Handwerker zu sein, und der königliche

Schraubstock, den das Louvre in seinem Museum der Könige aufbewahrt, ist keineswegs bloß eine Nippsache gewesen, sondern er verräth den starken Gebrauch, der von ihm gemacht worden. Nicht weit davon erblickt man einen Schuh seiner Gemahlin, der schönen Marie Antoinette, von schwarzem Seidenzeug, vorn spitz zugehend und mit hohen Hacken, nicht allzu klein. Es könnte danach scheinen, als wenn die außerordentliche Schönheit der Formen, welche Marie Antoinette besaß, nicht gleicherweise sich auch auf den Fuß der Königin erstreckt hätte. Aber dieser einzelne Schuh, zu dem der andere zugehörige wie auf der Flucht oder im Drang einer stürmischen Situation verloren worden, weckt schauerliche und höchst finstere Empfindungen in dem Betrachter. Er erinnert an die tumultuarische Aufhebung einer ganzen Existenz, die früher in diesem Schuh einherschritt. Der Schuh ist in dieser seiner wehmuthsvollen Vereinzelung eine Relique des zerfallenen und geopferten Königthums, wie es kaum eine andere von so rührender Gewalt geben kann. Nach einer Reliquie Louis Philipp's sieht man sich vergebens in diesem Museum der französischen Könige um. Wenn zu dem Schuh Marie Antoinette's noch der Regenschirm Louis Philipp's, mit welchem der Bürgerkönig bei Nacht und Nebel im Jahre 1848 aus dem Tuilerieen-Schlosse entfloh, hinzugefügt würde

ſo wäre es wahrlich ſchwer, es in dieſem Saal der Souveraine vor Wehmuth auszuhalten, denn die erſchütterndſten Symbole der franzöſiſchen Herrſchergeſchichte wären dann darin aufgehäuft!

Aber das Muſeum bricht bei dieſem vereinzelten tragiſchen Schuh der Königin, als dem letzten Zeichen der alten Legitimität, plötzlich ab, und man begiebt ſich nun in den napoleoniſchen Kaiſer-Saal, in welchem Napoleon III. dieſe wunderbare Sammlung von Gegenſtänden, die meiſt dem großen Napoleon gehörten und zum Theil in den wichtigſten Momenten ſeines Lebens von ihm benutzt oder getragen worden, ausgeſtellt hat. Man merkt es hier ſogleich beim erſten Umblick, daß ſich eine ganz andere Welt der Herrſchaft eröffnet hat, in der die alte Legitimität, die in dem andern Saal bis zu Ende gekommen, auf einer ſehr veränderten Grundlage wieder aufgenommen wurde. Die neue Legitimität des Säbels umgiebt uns hier mit ihren glänzendſten und anſpruchsvollſten Triumphzeichen. Zuerſt empfangen uns die prachtvollen orientaliſchen Sättel, deren ſich Napoleon in dem ägyptiſchen Feldzug bediente und die von Gold und Purpur ſtrahlen. Man ſieht den jungen Helden auf dieſen Sätteln in die Schlachten reiten, in deren ungeheuern Entſcheidungen er zuerſt die Glorie des Weltruhms an ſeine Schläfen feſſelt. Neben dieſer

Pracht des Kriegers ſteht aber auch ein ſehr ſchlechtes Feldbett und ein einfacher Feld-Schreibtiſch, die zugleich den Krieger zeigen, der in ſeiner Herrlichkeit als Feldherr nicht minder jede harte Entbehrung des gemeinen Soldaten ſich aufzuerlegen weiß. Dann erblickt man die ganze welthiſtoriſche Garderobe, welche die verſchiedenen großen Epochen Napoleons I. vor unſere Augen führt. Die Uniform, welche Napoleon als erſter Conſul getragen, hängt neben der prachtvollen Tunica von weißem Atlas und reichen Goldbeſätzen, die der Kaiſer öfter zu tragen pflegte, und neben der Krone Karls des Großen, der Krone der Univerſal-Monarchie, die Napoleon I., als er die Weihe des Imperators empfing, auf ſein Haupt geſetzt hatte. Ein Purpurmantel, mit den prachtvollſten Goldſtickereien und dem großen Kaiſer-Stern geſchmückt, gehört, nebſt mehreren anderen umherhängenden Gala-Uniformen, der imperatoriſchen Herrlichkeit an. Ein Hut, welchen Napoleon in der Campagne von 1814 getragen, blickt uns ſchon etwas windſchief an, und macht den Uebergang zu dem ſchwarzen unheimlichen Hut, der nicht weit davon hängt, und den, nach dem dabei befindlichen Etiquette, Napoleon bei ſeiner Ankunft auf St. Helena auf dem Kopfe hatte. Dieſer Hut iſt ſchwarz und etwas größer, als die gewöhnlichen Napoleonshüte, wodurch er eine unglückliche

Form zu haben ſcheint, welche eigenthümlich auf die Empfindung zurückwirkt. Ueberhaupt macht die Toilette von St. Helena, die hier noch mit einigen anderen Stücken vertreten iſt, den ungünſtigſten Eindruck auf das Gemüth des Beſchauers. So zeigt uns namentlich ein gewöhnlicher ſchwarzer Bourgeois-Hut, welchen der Kaiſer auf ſeiner Inſel getragen, den in der Verlaſſenheit allmählich herunterkommenden Helden, der, nachdem er von den olympiſchen Höhen der Geſchichte verſtoßen, nun mit ſeinem Titanen-Sturz in die Mitte des Werkeltaglebens hinabfällt, ſeine regelmäßigen Spaziergänge nach Tiſche zur Förderung ſeiner Verdauung machen muß, und den welterobernden Dämon in ſeiner Bruſt nach und nach zu einer milden, freundſeligen, in ein Bürgerrettungs-Inſtitut paſſenden Geſinnung einſchläfert.

Aber auch die andere Seite, nämlich die große Eumeniden-Tragödie von St. Helena, die auf dieſer Inſel ſpielte und mit dem bittern Tod des Kaiſerhelden endigte, iſt durch eine wunderbare Reliquie hier vertreten. Dort auf einem Kiſſen erblickt man das Schnupftuch Napoleons, das er auf ſeinem Todbette gehabt, mit dem N und der Krone in der Ecke gezeichnet. Man bemerkt auf dieſem Schweißtuch einige dunkle Tropfen, die dem Todeskampf des ſterbenden Imperators angehören, und die ſchwere Stunde

bezeichnen, in welcher der Angſtſchweiß der Creatur von der Stirn des Helden gefloſſen iſt. Dieſe dunkeln, etwas ſchmutzigen Tropfen auf dem Schweißtuch des Kaiſers ſind das Letzte, was von ſeiner körperlichen Erſcheinung übrig geblieben iſt. Aber es iſt das Märtyrerthum der ſelbſtſüchtigen Größe, die ihre Perſon mit dem Schickſal der Welt verwechſelte, und darum nichts übrig behielt, als das in ſich ſelbſt zergehende Ich, mit dem Schweißtuch, das die letzten Lebenstropfen auffaugt.

Nicht weit von dieſem Schweißtuch feſſelt uns ein junges friſches Bildniß, das uns plötzlich in die erſte Jugendzeit Napoleon's zurückverſetzt, und ein ſehr ſchönes Portrait des jungen ſechszehnjährigen Napoleon in einer Kreidezeichnung darſtellt. Man erkennt an dieſem durchaus antiken Kopf, mit dem ſchlicht herunterhängenden kurzen Haar, das über die Stirn herabgeht, recht die urſprüngliche großartige Naturbegabung, die es auf einen Helden von ſeltener Art abgeſehen hatte. Dieſe kühnen, wie aus Erz gegoſſenen, die dämoniſche Unaufhaltſamkeit des Helden andeutenden Lineamente ſind ſchon die ſpannende Vorrede zu dem Heldenbuche, das bald ſeine majeſtätiſchen Blätter, auf denen die Geſchichte der Welt umgeſchrieben werden ſollte, aufrollte. Wie wenig dieſe Natur durch den Sohn Napoleon's ſich

forterbte, ſcheint im Kaiſer-Saal dadurch angedeutet werden zu ſollen, daß man von dem König von Rom nichts weiter als eine Kinderklapper erblickt, die dort ebenfalls mit dem Anſpruch einer napoleoniſchen Reliquie aufgehangen worden iſt. Auch ein kleines Kinder-Jäckchen ſieht man, welches der Fils de l'homme einſt getragen, und das die zierlichen, unſchuldigen Formen der Kindheit mit rührender Naivetät vor Augen ſtellt. Napoleon III., welcher der eigentliche Fils de l'homme geworden und als ſolcher von der Geſchichte aufgenommen wurde, verwies das Andenken an Napoleon II., mit dem er wenigſtens zählt, in die Kinder-Garderobe. Sollten nicht einige werthvollere Anzeichen der Exiſtenz des armen Herzogs von Reichſtadt vorhanden geweſen ſein, wäre es auch nur ein mit Wiener Roſenduft geſchwängertes Liebesbriefchen an die Tänzerin Fanny Elsler geweſen? Daß er im Napoleon-Muſeum nur durch Kinderklapper und Kinder-Jäckchen vertreten erſcheint, iſt eine faſt zu harte Ironie auf ein nicht zur Reife gediehenes Daſein. Dieſe Ironie iſt beinahe ebenſo hart, als wenn der Adler, den Louis Napoleon einſt in Boulogne ſteigen ließ, künftig einmal ausgeſtopft in dieſem Napoleon-Muſeum des Louvre beigeſetzt werden ſollte!

Die ſolideſte napoleoniſche Reliquie in dieſem

Muſeum iſt übrigens das ſchöne, auf Pergament gedruckte Exemplar des Code Napoléon, welches in einem ungemein prächtigen Einbande dort aufgeſtellt iſt! Die Glorie des Geſetzgebers wetteifert mit der des Kriegshelden, um den napoleoniſchen Namen unſterblich zu machen! Daneben liegen auch einige mathematiſche Bücher, deren äußere Beſchaffenheit beweiſt, daß ſie von Napoleon ſtark gebraucht worden ſind. Ein Exemplar von Oſſian's Gedichten, die eine Lieblingslectüre Napoleon's bildeten, deutet auf das chaotiſche Naturelement, das in ſeinem Geiſte wühlte und zugleich mit der praktiſchen, legislativen und mathematiſchen Schärfe und Rechnenkunſt desſelben auf eine wunderbare Weiſe ſich verband.

Das Napoleon-Muſeum wird ſeit einiger Zeit ſehr ſtark von dem Publikum beſucht, das man hier nicht ſelten in gedrängten Schaaren antrifft. Darunter ſieht man auch viele Leute aus der Provinz und vom Lande, welche dieſe napoleoniſchen Gegenſtände faſt wie Kirchen-Reliquien mit einem frommen Staunen und Verwundern betrachten. Es ſoll namentlich unter den Bauern Frankreichs noch immer kindliche und einfältige Gemüther geben, die nie ganz klar darüber geworden ſind, ob der gegenwärtig herrſchende Kaiſer Napoleon nicht noch derſelbe und der alte ſei, der einſt an der Spitze ſeiner Armeen Frank-

reich und ganz Europa beherrschte, und dessen Tod auf St. Helena vielfach zu einem Volksmythus geworden, der in geheimnißvollen Sagen sich ausbreitete. Man versichert wenigstens, daß dieser mystische Hebel bei den sieben Millionen Stimmen, die für die Kaiserwahl Napoleon's III. sich erklärten, bedeutend genug mitgewirkt habe, indem in vielen Landgemeinden der halb abergläubische Wahn herrschte, daß es sich um die Wiedererhebung des alten Napoleon auf den Thron Frankreichs handele und daß der Felsen von St. Helena der alte napoleonische Kyffhäuser sei, aus welchem der große Empereur in seiner alten Macht und Herrlichkeit wieder emporgestiegen. Die Austheilung der Helena-Medaille mag gewiß auch nicht wenig dazu beigetragen haben, die zum Wunderglauben geneigte Phantasie in gewissen Volksschichten zu reizen und den alten Kaiser als den Ehrenspendenden noch lebendig und wirksam unter ihnen erscheinen zu lassen. —

III.

Scenen aus dem Lager bei Châlons.

Das Lager, welches Napoleon III. im Herbst des Jahres 1857 auf der ungeheuern Ebene bei Châlons-sur-Marne gebildet, versammelte in diesem Jahre zuerst die kaiserlichen Garden um die Person des Kaisers, der sich, umgeben von seinen Marschällen und Generälen, und zum Theil in Begleitung seiner Gemahlin, der schönen Kaiserin Eugenie, an die Spitze ihrer militairischen Uebungen und Operationen stellte und dabei offenbar ein neues vertrautes Band zwischen sich und der Armee zu flechten und zu befestigen strebte. Die schönen sonnigen Octobertage des Jahres 1857 begünstigten die glänzende und bedeutsame Entfaltung dieses Schauspiels in jeder Art, und es gab Tage im Lager, wo das Schlachtfeld des alten Hunnenkönigs Attila, der einst hier den blutigsten Kampf der neueren Welt mit

den Römern und Gothen beſtanden, in einem märchenhaften Glanz und in einer ſtrahlenden Fülle von Geſtalten und Bildern wieder lebendig geworden zu ſein ſchien.

Das neue napoleoniſche Lager, das ſo viele politiſche Combinationen und Bedenken herausgefordert hat, und jedenfalls noch eine große Rolle bei den künftigen Plänen und Unternehmungen des Kaiſers ſpielen wird, nimmt das ganze unermeßliche Terrain ein, welches in einem Umfange von 14,000 Hectaren, ungefähr ſechs Lieues von Châlons entfernt, zwiſchen den Dörfern Groß- und Klein-Mourmelon ſich hinzieht. Das kaiſerliche Gouvernement hat dies Terrain, welches bisher großentheils den Grundbeſitzern der Gegend gehörte, angekauft, und ſowohl dieſe feſte Erwerbung des Grund und Bodens, als auch die begonnene Ausführung umfaſſender Lager-Arbeiten, die auf regelmäßige Truppen-Niederlaſſungen in dieſem Camp ſchließen laſſen, ſchien von vorn herein für die Meinung zu ſprechen, daß das Lager von Châlons zu einem permanenten beſtimmt ſei und ſeine ſtrategiſche Bedeutung zwiſchen einer Stellung zur Hauptſtadt und einer die Gränze Deutſchlands bedrohenden Poſition zu theilen habe. Auch die mit einer wunderbaren Schnelligkeit entſtandene Eiſenbahn, die von der Stadt Châlons ins Lager geführt

worden, und ſich an die zwiſchen Straßburg und Paris gehende Linie anſchließt, würde für ein bloßes Uebungslager, das nur für einige Manoeuvres beſtimmt wäre, ein zu ſolider und koſtſpieliger Bau ſein. Durch dieſe unmittelbare Verbindung mit dem Eiſenbahnnetz zwiſchen Deutſchland und der franzöſiſchen Hauptſtadt iſt das Lager in die Mitte der bedeutendſten und weitgreifendſten Beziehungen getreten, und während die kriegeriſche Perſpective einſtweilen noch in den Nebeln der Zukunft verhüllt liegt, trugen Pariſer Vergnügungs-Trains und Wallfahrten aller Art, die in das Lager unternommen wurden, dazu bei, dies Lager als ein neues fragwürdiges Problem der napoleoniſchen Politik zu bezeichnen. So kam es auch, daß in Châlons für den Reiſenden kaum ein Unterkommen zu finden war, obwohl ein Zimmer in einem kleinen entlegenen Gaſthof immer noch einer Einquartirung in dem Dorfe Mourmelon vorzuziehen geweſen, wo es zwar bereits in einigen Häuſern und in pittoresk und unpittoresk aufgeſchlagenen Baracken „chambres à louer“ gab, die jedoch bei fürchterlichen, durch die Engländer aufgetriebenen Preiſen kaum wohnliche und wirthliche Verhältniſſe darzubieten ſchienen.

Châlons iſt eine nicht ganz unbedeutende Stadt, die in der Mitte eines anmuthigen Thals zwiſchen

schönen fruchtbaren Wiesenflächen und an drei Flüssen, Marne, Mau und Nau, gelagert ist. Es ist wohl kein Zweifel, daß dies Châlons das alte Catalaunium, der Mittelpunkt der ehemaligen catalaunischen Gefilde ist, in denen Attila die mörderische und bluttriefende Schlacht verlor, mit der er es auf die Unterjochung und Vernichtung der Deutschen abgesehen hatte. Daß hier auf derselben Stelle ein napoleonisches Kriegslager entstanden ist, dessen praktische Spitze gegen Deutschland gedeutet wird, scheint fast geeignet, einen fabelhaften Eindruck hervorzurufen, aber wahrscheinlich hat Napoleon III. diesmal nicht aus der ihm sonst wohl eigenen sinnigen Spielerei mit geschichtlichen Daten und Erinnerungen gerade die catalaunischen Felder zum Sitz seines gewaltigen Lagers erwählt, sondern das unvergleichlich schöne Terrain, das in seiner unabsehbaren Weite und auf seinen malerisch ausgebreiteten Hügeln und Ebenen wie von selbst die donnernde Feldschlacht herauszufordern scheint, mag vorzugsweise für diesen Punkt den Ausschlag gegeben haben. Denn wenn Napoleon III., wie seit seiner persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander von Rußland in Stuttgart von vielen Seiten her bestimmter als je ausgesprochen worden, wirklich die Absicht haben sollte, die Eroberungszüge Attila's und Napoleon's I. gegen die

deutschen Völker wiederaufzunehmen und zu vollenden, so würde er, bei dem historischen Aberglauben, der ihn wie viele andere Heroen der Geschichte beseelt, gewiß nicht die catalaunischen Gefilde mit ihren unglücklichen Vorbedeutungen gerade für ein solches Lager sich auserkoren haben. Durch die Unterjochung Deutschlands, der erst die der Weströmer folgen sollte, hatte der grimme Etzel die eigentliche Grundlage seiner Weltherrschaft, die in der völligen Besitznahme des byzantinischen Reiches sich krönen sollte, vorbereiten zu müssen geglaubt. Schon fochten damals im Heere des Hunnenkönigs deutsche Völker, die bereits unter Attila's Botmäßigkeit gerathen waren, wie die Ostgothen und Gepiden, die, wie es den deutschen Völkern in den Heereszügen Napoleon's abermals erging, gegen ihre Brüderstämme in den Kampf geschleppt wurden. An der Marne, in den Feldern von Catalaunium, waren diese Heere auf einander getroffen, aber unter den unheilvollsten Vorzeichen, die sich durch ein niegesehenes Gemetzel, das nach den Berichten des Jornandes mehr als 200,000 Todte auf dem Schlachtfelde ließ, erfüllten. Der junge König der Westgothen, Theodorich, war vom Pferde gestürzt und durch die Hufe seiner eigenen Rosse zerstampft worden. Aber auch Attila konnte, durch eigene Entkräftung und den ungeheuern Ver-

luſt ſeiner Schaaren gelähmt, die Schlacht nicht fortſetzen, und verließ das Lager, um unter Verwüſtungen aller Art ſeinen Rückzug durch Belgien und Germanien zu nehmen. Der Hauptpunkt dieſer Schlacht ſoll nach der hiſtoriſchen Ueberlieferung die in der Mitte der Ebene gelegene Anhöhe geweſen ſein, von der rechts die Hunnen, links die Weſtgothen ihre Stellung genommen hatten. Ein Bach, der damals den Berg herabrieſelte, ſoll ganz mit Blut angefüllt geweſen ſein, und die umherliegenden Verwundeten tranken das Blut aus dem Bache, um ihren Durſt zu ſtillen.

Es iſt dies dieſelbe Anhöhe, auf welcher in dem heutigen napoleoniſchen Lager das Zelt des Kaiſers Napoleon III. ſteht, welches von dieſem Punkte aus die zu ſeinen Füßen weithin und nach allen Seiten ſich gruppirenden Gezelte der Truppen überſchaut und beherrſcht. Nur der Bach, welchen Jornandes erwähnt, habe ich nicht geſehen; es iſt aber ſeit dem fünften Jahrhundert ſo mancher Bach ausgetrocknet, daß die Gelehrten wohl ſchwerlich einen Anſtoß daran nehmen werden, wenn dieſer Bach heut nicht mehr in Scene geſetzt werden kann. Daß dies aber der Punkt iſt, auf dem die Schlacht des Attila geſchlagen worden, haben die Nachgrabungen bewieſen, welche Napoleon III. ſeit Kurzem in den Umgebun-

gen seines Kaiserzeltes veranstalten ließ. Es sind dadurch bereits eine Menge von Alterthümern zu Tage gefördert worden, welche unbestreitbar die Trümmer einer hier geschlagenen Schlacht sind und namentlich in eisernen Waffenstücken, Streitärten, Helmen, aber auch in einigen Münzen und Medaillen bestehn, die als hunnisches und gothisches Eigenthum erkannt worden sind. Vielleicht sind die bei dieser Gelegenheit ausgegrabenen Attila-Medaillen die Helena-Medaillen der damaligen Zeit gewesen, da auch Attila die Tapferkeit zu belohnen hatte, welche in seinem Heere Deutsche an Deutschen brudermörderisch auszuüben hatten.

Das Gezelt des Kaisers Napoleon III., welches auf diesem eigentlichen Brennpunkt des hunnischen Schlachtfeldes sich erhebt, besteht aus einer Gruppe von Häusern, Pavillons, Baracken und Zelten, die, einen bedeutenden Raum einnehmend, neben und hintereinander aufgeschlagen sind und mit einer einfachen Hecke von Tannenzweigen umhegt erscheinen. Das in der Mitte dieser Gruppe liegende kleine Haus, welches mit gestreifter Zeltleinwand bedeckt, im Styl einer schweizerischen Villa errichtet worden und auf dessen Dach zwei dreifarbige Fahnen flattern, ist das Haus des Kaisers, „die Marquise" genannt, welches derselbe während seines Aufenthalts im Lager zu sei-

nem Wohnſitz beſtimmt hat. Zu jeder Seite dieſer Lager-Reſidenz erblickt man einen ſehr zierlich und geſchmackvoll in getäfeltem Holz aufgeführten Pavillon von ziemlicher Größe, wovon der eine die Speiſe-ſäle und die Küchen, der andere eine Reihe von feſt-lichen Empfangs- und Verſammlungszimmern enthält, in welchen augenblicklich der im Lager als Gaſt an-weſende Herzog von Cambridge wohnt. Hinter die-ſer Gruppe dehnt ſich in ſymmetriſcher Anordnung eine unabſehbare Reihe kleinerer Zelte und Baracken aus, die ſämmtlich noch in der Umhegung des Kaiſer-Ge-zeltes liegen, und den Marſchällen, Generälen und Adjutanten, ſowie einigen Garde-Compagnieen, die zur Bewachung des kaiſerlichen Zeltes beſtimmt ſind, zum Quartier dienen.

In dem Zelt des Kaiſers bewegt ſich Alles mit einer liebenswürdigen Leichtigkeit und Legèreté auf und nieder. Die finſtern Nebelgeiſter der erſchla-genen Hunnen und Gothen, die ſich in unbezähm-barer Schlachtenwuth hier noch nach ihrem Tode als Luftgeſpenſter bekämpften und ſchlugen, ſcheinen dieſen Platz ganz und gar verlaſſen zu haben, und ſind der neuen Zeit gewichen. Um das Lager Napoleons III. ſchwebt eine elegante Heiterkeit, ein graciöſes Sich-gehenlaſſen, das von den ſtrengen und abſchreckenden Falten, in welche ſonſt auch die moderne Militair-

herrlichkeit ſich ſo leicht kleidet, keine Spur an ſich trägt. Vor dem Hauſe des Kaiſers ſitzen draußen an der Thür zwei Officiere auf einer Bank, in der behaglichſten Stellung von der Welt, indem ſie auf ihren übereinandergeſchlagenen Knieen Jeder ein großes Zeitungsblatt aufgerollt halten und bald mit dem größten Eifer leſen, bald ſich überlaut lachend und mit den heftigen Geſticulationen gegenſeitig Stellen aus ihren Journalen vorleſen. Wahrſcheinlich ſind es Artikel, welche die eben ſtattgehabte Zuſammenkunft der Kaiſer von Frankreich und Rußland in Stuttgart betreffen, und die Pariſer Zeitungen, die in der Tretmühle der kaiſerlichen Inſpirationen arbeiten, ſtrampeln ſich mit Händen und Füßen ab, um zu beweiſen, daß die Kaiſer-Zuſammenkunft in Schwaben keine bedrohliche Spitze gegen Deutſchland in ſich enthalten habe, und daß alle darüber ausgeſprochenen Befürchtungen in den deutſchen Blättern nur leeres Geſchwätz ſeien. Die beiden Offiziere ſcheinen ſich darüber außerordentlich zu ergötzen und tauſchen dann ihre eigenen Anſichten mit einer geheimnißvollen Wichtigkeit aus. Der Kaiſer befindet ſich erſt ſeit geſtern wieder im Lager von Châlons, wohin er ſich unmittelbar nach der Rückkehr von Stuttgart begeben. Aber noch iſt Alles ſtill in ſeinem Wohngezelt, und nur von Zeit zu Zeit ſieht man einige Marſchälle und

Generäle heraustreten, die ſchon in der Frühſtunde zu einer Beſprechung bei dem Kaiſer berufen waren. Man erblickt nach einander den tapfern Marſchall Magnan, den wunderbaren Peliſſier, Duc von Malakoff, der in ſeinem wilden, ſonneverbrannten, merkwürdig durchgearbeiteten Geſicht eine ganze Welt von Kriegsabenteuern und Schlachten-Wundern zeigt, dann den General Grafen Regnault de Saint-Jean d'Angely, den Commandanten der kaiſerlichen Garde, und mehrere Diviſions- und Brigade-Generäle. Dieſe Herren beſteigen einen offenen, mit mehreren Sitzreihen hintereinander verſehenen Galerie-Wagen, der zu ihrer Abholung vorfährt, und man vernimmt, daß ſie ſich auf den Eiſenbahnhof nach Châlons voraus begeben, um die Kaiſerin Eugenie, deren Eintreffen im Lager heut erwartet wird, dort empfangen zu helfen. Man erwartet jetzt auch bald den Kaiſer ſelbſt heraustreten zu ſehen, und ſchon wird ein wunderbar ſchöner brauner Araber, das Lieblingspferd des Kaiſers, das er vorzugsweiſe hier im Lager zu reiten pflegt, vorgeführt. Der Kaiſer erſcheint endlich, tritt raſch, und heut ohne jede ceremonielle Schwerfälligkeit, aus ſeiner Thür heraus und ſchwingt ſich, nachdem er flüchtig und mit einem grüßenden Neigen des Kopfes umhergeblickt, in den Sattel ſeines Pferdes. Seine Geſtalt iſt in der letzten Zeit etwas voller und kräf-

tiger geworden, und er ſcheint ſich einer außerordentlich blühenden Geſundheit, wie ſie ihm kaum in einer früheren Epoche ſeines Lebens eigen geweſen, zu erfreuen. Die an Fanatismus ſtreifende, faſt poetiſche Zuverſicht, welche der Kaiſer früher zu ſeiner Perſon und zu ſeinem Schickſal in ſeiner ganzen Haltung und allen ſeinen Gebärden an den Tag legte, und die immer ein überwiegender Charakterzug ſeiner perſönlichen Erſcheinung geweſen, ſcheint jetzt mehr einer ernſten Gewißheit ſeiner ſelbſt Platz gemacht zu haben, und man ſieht es dem Kaiſer an, daß er nunmehr mit einem thronenden Bewußtſein, umleuchtet von der Glorie der napoleoniſchen Idee, Beſitz von ſeiner europäiſchen Stellung und ſeiner ſogenannten Miſſion ergriffen hat. Mit einem ſtärkeren Ausdruck kaiſerlicher Majeſtät, als ich früher je an ihm geſehen, ſaß er jetzt im Sattel und ſprengte, gefolgt von einer kleinen Suite, in der man den Marſchall Vaillant erkennt, zur Einholung ſeiner ſchönen Gemahlin von dannen.

Wir ſchlendern unterdeſſen in den Straßen des Lagers umher, das mit ſeinen unabſehbaren, in ſpitzer Kegelform erbauten Zelten und ſeinen darüber flatternden Fahnen ſich die Anhöhe hinunter luſtig und maleriſch in die Weite hin ausbreitet. Es iſt noch am frühen Vormittag, und die Soldaten ſind meiſt

vor ihren Zelten mit den Vorbereitungen zu ihrer Toilette beschäftigt, putzen eifrig an ihren Uniformstücken und Waffen, oder überlassen sich, nachdem sie Alles fertig gemacht haben, der vergnüglichsten und ausgelassensten Unterhaltung mit ihren Kameraden. Hier und da ertönt Musik, und ein talentvoller Hornist fängt mit hinreißender Wirkung das „En partant pour la Syrie“ zu blasen an. Von einer andern Seite her schlagen Trommelwirbel auf, oder das Wiehern der Pferde, die zugeritten und probirt werden, tönt lustig dazwischen. Ordonnanzen reiten mit wichtiger Geschäftsmiene vorüber, dort besprechen sich einzelne Offiziere, die in einer Gruppe zusammenstehen, mit vielem Eifer, und einer derselben besteigt ein Pferd, um im vollen Galopp durch das Lager davon zu reiten. Plötzlich entsteht ein lautes Geschrei und Lärmen, denn ein wundervoller schwarzer Hengst ist ausgerissen und sucht, seine schlanken Beine fast wie Flügel gebrauchend, im pfeilschnellen Lauf mitten durch das Lager hin seine Freiheit. Unter ungeheurem Jubel der Soldaten setzt der Schwarze seinen Lauf fort und Niemand denkt daran, durch Dazwischentreten ihm den kurzen Freiheitstraum zu verderben, aber schon setzt ihm das Schicksal der Knechtschaft in Gestalt eines erbarmungslosen Chasseurs nach, der einen Schimmel bestiegen hat, und lachend und

fluchend ausgeritten ist, um den schwarzen Hengst wieder einzufangen. Der sich übende Hornist hat so lange mit der Fortsetzung seines En partant pour la Syrie innegehalten, und sieht gespannt der Jagd zu, denn man scheint es für unmöglich zu halten, daß der Schimmel dem Schwarzen noch den Vorsprung abgewinnen werde. Aber es dauert nicht lange, so kehrt der Chasseur im langsameren Lauf wieder zurück, und führt den gebändigten Flüchtling hinter sich am Zügel her. Er scheint ihm aber über seinen genialen Fluchtversuch gar nicht gram geworden zu sein, denn er dreht sich zuweilen nach ihm um und streichelt ihm liebkosend Hals und Mähne, was den armen Schwarzen, der bisher beschämt und traurig den Kopf zwischen die Vorderbeine senkte, sichtlich wieder aufrichtet und ihn einige muntere Knoten mit seinem prächtigen Schweif schlagen läßt. Der Hornist fängt nun auch wieder zu blasen an, aber der Ausgang der Geschichte mit dem Hengste scheint sein gefühlvolles Herz verstimmt zu haben, und er bricht nun in ungeheuer schwermüthigen und hinschmelzenden Melodien los, in denen er seine vorhin begonnenen Uebungen fortsetzt.

An einer andern Stelle des Lagers unterhält sich ein halbes Dutzend Garden mit Kegelschieben, wobei die harmloseste Fröhlichkeit und das vergnügteste Ge-

ſchwätz herrſcht. Bei dem franzöſiſchen Soldaten bildet die ungemeine Heiterkeit ſeines Weſens, die ſich mit ſeinem ſtrengen militairiſchen Charakter und ſeinem kriegeriſchen Unternehmungsfeuer auf das Natürlichſte verbindet, eine ſeiner hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten. Dieſer an Genialität ſtreifende Charakterzug hat ſich bei ihm ſtets auch unter den wüthendſten Schreckniſſen der Feldzüge und unter allen Qualen der Entbehrung und des Klimas mit derſelben Sorgloſigkeit und Liebenswürdigkeit geltend gemacht, als hier im Friedenslager, wo es nur militairiſchen Uebungen und einem fraterniſirenden Verkehr mit der Perſon des Kaiſers gilt.

An andern Stellen ſieht man Truppen-Corps, welche mit großer Anſtrengung bei den noch auszuführenden Lager-Arbeiten beſchäftigt ſind, an den durch das Lager führenden Wegen bauen oder noch Baracken und kleinere Gebäude aufführen helfen. Einzelne Artillerie-Trains und Munitions-Wagen ziehen von Zeit zu Zeit vorüber oder werden auf der eben vollendeten Eiſenbahn-Linie fortgeſchafft, welche von dem Bahnhof Mourmelon bis zur äußerſten Grenze des Lagers durch die Mitte deſſelben hindurch führt und die innere Verbindung deſſelben ſowohl für die Truppen als für das geſammte Kriegsmaterial mit der größten Leichtigkeit gewährt, da ſonſt

die ungewöhnlich ausgedehnten Räumlichkeiten des Lager-Terrains und die vielen Anhöhen und Niederungen desselben viele Schwierigkeiten dargeboten haben würden. Zur Ausführung dieser amerikanischen Eisenbahn haben die interessantesten Vorarbeiten stattgefunden, die von dem Kaiser persönlich geleitet worden sind, der schon früher in dem Park von Saint-Cloud mehrere Probe-Versuche angestellt haben soll, um sich je nach der Hebung und Senkung des Terrains für die geeignetste Art der Bespannung und für die zweckmäßigste Benutzung der Gesetze der Schwere zu entscheiden. Es ist das ein Gebiet, auf welchem der Kaiser nicht nur die ausgezeichnetsten Kenntnisse und Erfahrungen besitzt, sondern auf dem ihn auch eine eigenthümliche und wahrhaft geniale Begabung zur Lösung von Problemen und zu Erfindungen drängt, die ihn einst auf dem Boden der Mechanik, der Artillerie-Waffe und der Landescultur-Bauten weit schöpferischer erscheinen lassen werden, als in der Staats-Organisation und auf dem Boden der politischen und socialen Einrichtungen. In der Politik ist das Talent Napoleons III. nur ein diplomatisches, und diesem scheint auf der andern Seite auch seine außerordentliche Begabung für die Mechanik zu entsprechen, eine Wissenschaft, die am Ende nur ein Diplomatisiren mit dem Raum ist, sowie die

Politik Napoleons III. ein Diplomatiſiren mit der Zeit iſt, indem ſie die gegebenen Schwierigkeiten jeder Situation ebenſo geſchickt zu berechnen und auszubeuten verſteht, als die Mechanik durch die Ausbeutung des Geſetzes der Schwere ihre Triumphe feiert.

Der Kaiſer hatte ſich ſchon bei Gelegenheit des Krieges in der Krim mit der Löſung des Problems einer militairiſchen Eiſenbahn zu beſchäftigen angefangen, namentlich, als die Conſtruction der Eiſenbahn von Balaclava zum Gebrauch der alliirten Truppen viele Schwierigkeiten darzubieten anfing und beſonders eine zu große Langſamkeit für die Bewegung der Truppenkörper und ihres Materials erwies. Die in dem vorbehaltenen Park von Saint-Cloud gemachten Verſuche ſind vornehmlich auf dieſe Veranlaſſung angeſtellt worden, und haben jetzt zu einem, wie es ſcheint, gemiſchten Syſtem geführt, welches bei dieſer Lager-Eiſenbahn angewandt wurde, und überraſchend glückliche Ergebniſſe gewährt. Beim Emporſteigen auf den Anhöhen werden die Pferde wie gewöhnlich vorn an der Spitze des Trains angeſpannt, beim Hinunterſteigen aber laufen ſie zur Rechten und Linken des Weges, indem ſie zur Seite des Trains angeſpannt ſind und dadurch die Fortbewegung auf der abſchüſſigen Bahn in einem beſtimmten Gleichgewicht und Verhältniß zu erhalten vermögen. Auf

beſonderen Stellen aber werden die Trains auch wieder ganz ihrem eigenen Gewicht überlaſſen, um dann durch die Kraft ihrer bereits erlangten Schnelligkeit um ſo raſcher eine bedeutende Strecke des zurückzulegenden Raumes durchlaufen zu können. So leiſtet dieſe Bahn in einem Lager, deſſen Umfang anderthalb Lieues beträgt, für die Bedürfniſſe der Truppen, und für den bequemen Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Theilen des Lagers, und für die raſche Austheilung des Proviants unter allen Truppen-Corps, mit einer merkwürdigen Leichtigkeit ihre Dienſte. —

Eine beſondere Lebendigkeit herrſcht nach der Seite des Dorfes Mourmelon zu, wo ſich in einer Straße eine Menge von Baracken, mit eigenthümlichen Stoffen behangen, darſtellen, in welchen Lebensmittel und Bedürfniſſe aller Art, namentlich Wein, Schnaps, Café, Grog, feilgeboten werden. Der franzöſiſche Humor hat dieſen improviſirten Lager-Cafés meiſt ſehr pomphafte Aushängeſchilder gegeben, auf denen man mit großen Lettern: „Grand café de Paris“, „Café des cent colonnes“, „Café de Napoléon“, „A la rénommée des prunes de la mêre Moreau“ angeſchrieben lieſt. Dieſe letztere Kneipe, welche ſich auf das reinſte Ideal alles franzöſiſchen Marketenderthums beruft, iſt zur Verherr-

lichung des Bonapartismus ganz und gar im Stil der Vendôme-Säule aufgeschlagen, an der herunter aber nicht die Schlachten des Kaisers, sondern die Namen der Getränke, welche im Innern verabreicht werden, verzeichnet stehn.

Tritt man jetzt in das Dorf selbst hinein, so wird man auf einer großen Straße, welche dasselbe durchschneidet, von einem wunderbar lustigen und bunten Getümmel empfangen, durch das man sich halb auf einen Bazar, halb auf eine Maskerade versetzt zu sehen glaubt. Wir sind in die elyseischen Felder des Lagers eingetreten, und alle stereotypen Masken des Pariser Lebens, die den Franzosen keinen Augenblick verlassen und ihm in den wildesten Krieg und bis an die äußersten Pole der Erde folgen, umgeben uns hier plötzlich mit ihren tollen Wirbeln. Dabei spielen noch die Erinnerungen an den Feldzug in der Krim mit allen möglichen Farben und Anspielungen durch und wie die Befestigungslinie des Lagers selbst den Namen der ouvrages blancs empfangen hat, zur Erinnerung an die Werke desselben Namens, welche die französischen Truppen in Sebastopol innegehabt*), so sieht man auch viele Etablissements des Lagers,

*) Diese Werke wurden später ouvrages Lavarande genannt, nach dem jungen und tapferen General dieses Namens, welchen die französische Armee dort verlor.

welche dem Vergnügen wie den Militairzwecken dienen, mit diesen Namen und Zeichen, die dem orientalischen Krieg entlehnt sind, belegt. Das Mabille de Mourmelon, welches dort in einer Gruppe von Pappeln angelegt worden, ist sogar von demselben Speculanten errichtet, der in Kamiesch ein Mabille de Krim angelegt hatte und dort, mitten unter den Schrecknissen des Krieges, sehr gute Geschäfte mit dem luftigen Tanzsalon gemacht haben soll. An schönen und verführerischen Tänzerinnen soll es auch auf dem Mabille de Mourmelon keineswegs fehlen, denn nicht nur die Marketenderinnen des Lagers, die ewig lustigen und unermüdlich gefälligen mêres Moreau, stellen sich zum Contretanze ein, sondern auch die schmucken Bäuerinnen der Gegend, die überhaupt ihr Wohlgefallen an dem Lager in jeder Weise bekunden, und ihre Besuche in demselben zu Fuß und zu Wagen nicht selten mit mitgebrachten Lebensmitteln und Gaben aller Art, welche sie unter die Soldaten austheilen, begleiten.

Wir schreiten dann an einer ganzen Reihe von Cafés, Boutiquen und Cabarets vorüber, die sich den ganzen Weg entlang bis zu den Bäumen, die den Bach Mourmelon umkränzen, fortsetzen, und unter denen uns das Café Malakoff durch seinen erinnerungsschweren Namen und seine ziemlich elegante Einrich-

tung eine beſondere Aufmerkſamkeit abnöthigt. Die darin aufwartende Kellnerin, welche ſchelmiſch lächelnd vor der Thür ſteht, ſcheint ſich, um die Krim-Illuſion noch lebendiger zu machen, in eine Art von tartariſcher Landestracht geſteckt zu haben, die ihrer natürlichen Koketterie die ausgezeichnetſten Dienſte leiſtet, obwohl der Zuſtand ihrer Schönheit, mit Ausnahme eines kleinen zierlichen Fußes, nicht gerade zu den bedeutendſten Anſprüchen berechtigt. Ihr Fuß ſteigt aber noch im Werthe, wenn man gleich daneben an die Schweinefüße der heiligen Menehould erinnert wird, nach denen das nebenan befindliche Cafe Réstaurant à la rénommée des pieds de cochons à la Sainte Ménehould ſich mit einem Myſterium, auf deſſen Enträthſelung wir verzichten zu müſſen glaubten, getauft hat. Dann folgt das „Grrrand Café-Concert“, in dem ein Herr, ein Weib mit einem Bart und ein allerliebſtes junges Mädchen unaufhörlich beſchäftigt ſind, die neueſten Salon-Arien von Paris zu ſingen. Wie die cafés chantants der elyſeiſchen Felder, ſo fehlen auch die Athleten derſelben nicht, denn am Ende der Straße erblickt man eine große, buntausgeputzte Baracke, mit der Ueberſchrift: „l'Arène athlétique tenue par Cika“, welcher Herr ſich auf ſeinem Schilde den erſten Kopfſteher Europa's

und den ersten Boxer des Senegal zu nennen die Genugthuung hat.

Wir kehren durch die große Straße des Dorfes Mourmelon wieder zurück, wo sich jetzt eine große Menge von Fuhrwerken aller Art, Cabriolets, Omnibus, Bauerwagen, durcheinander bewegen. Die Anzahl der Besucher des Lagers scheint heut außerordentlich gewachsen, und man drängt sich ohne Zweifel so stark herzu, um die Ankunft der Kaiserin Eugenie zu sehen, mit der zugleich die großen Manoeuvres der Garden beginnen sollen. Indem wir uns jetzt rascher hindurchdrängen, um ebenfalls den richtigen Moment nicht zu versäumen und uns im Augenblick des Eintreffens der Kaiserin auf einem guten Standpunkt zu befinden, kommen wir an der reichgefüllten Bude eines Kaufmannes vorüber, der sich auf der über ihm hängenden Tafel als einen marchand des objets algériens angekündigt hat, und einige in der That prächtige Sachen feilhält. Sein algierisches Waaren-Verzeichniß, das er ausgehangen hat, bietet aber einen höchst merkwürdigen Anticlimax dar, denn indem es mit Bournous, Kaftans, Patagans, Pistolen, kabylischen Säbeln, Shawls, Turbans, Gürteln und Pferdesätteln beginnt, schließt es mit einem überraschenden Anerbieten von Retour-Marken zu den Bällen des Lagers. Dies betrifft wahrscheinlich die

Tanzfeste, die in den gegenüber liegenden Häusern, welche die Inschriften: „la salle de bal“ und „les rendez-vous des tous les corps de la garde“ tragen, stattzufinden scheinen, und der algierische Kaufmann verschmäht es dann nicht, die Contre-Marken aufzukaufen und sie gegen einen angemessenen Rabatt denjenigen Garden zu überlassen, welche nicht den vollen Preis an ihre Soirée wenden wollen.

Vor einer Bude, die ein Bijoutier aufgeschlagen, findet ein lebhaftes Gedränge von Soldaten Statt, dessen Ursache durch die Tafel, die er ausgehängt hat, erklärt zu werden scheint. Der Lager-Juwelier empfiehlt sich nämlich darauf besonders „zur Ausbesserung der schadhaft gewordenen Ordenskreuze und Medaillen“, und es scheint in der That, als wenn dieselben leicht Schaden nähmen, denn offenbar ist eine große Anzahl ausbesserungsbedürftiger Ehrenzeichen eingereicht worden, und man stürmt jetzt fast die Boutique, um sie heut wieder zu haben, wo sich jeder Soldat zum Empfang der Kaiserin auch mit dem ganzen, ihm gebührenden Schmuck sehen lassen will. Unter den ausgebesserten Sachen, die zurückgegeben werden, befinden sich auch schon viele Krim- und Victoria-Medaillen, was hoffentlich nicht als ein Beweis ausgelegt werden wird, daß der neu erworbene Kriegsruhm der französischen Armee doch nur ein

leicht zerbrechlicher ſei, und ebenſo wenig, als er glückliche Reſultate für die europäiſche Ordnung der Dinge geſchaffen, auch an ſich ein dauernder genannt werden könne.

Jetzt bilden ſich ſchon die befohlenen Aufſtellungen der Garden im Lager, die vom Zelt des Kaiſers bis zum Bahnhof von Mourmelon das Spalier zu formiren anfangen, durch welches das Kaiſer-Paar mit ſeinem Gefolge ſeinen feſtlich gebahnten Weg nehmen ſoll. Endlich heißt es, daß der Kaiſer und die Kaiſerin, deren Abfahrt von Châlons bereits durch den hellen Klang des Telegraphen ſignaliſirt worden, ſich dem Bahnhof annähern, und bald darauf bezeichnen jubelnde und rufende Stimmen in der Ferne die erfolgte Ankunft. Der offene Wagen, in welchem man die Kaiſerin Eugenie erblickt, nähert ſich raſch, und nimmt in der Mitte der Garden, welche ihr vive l'empereur! vive l'impératrice! nicht ſchuldig bleiben, einen langſameren Lauf an. Die Kaiſerin, die heut in einer ungemein einfachen Toilette erſchienen iſt, grüßt nach allen Seiten hin mit einem mehr anmuthigen, als majeſtätiſchen Neigen des Hauptes, während der Kaiſer, der neben ihrem Wagen einherreitet, ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen ſeiner Gemahlin und ſeinen ihm zujauchzenden treuen Garden theilt. Beim Erſcheinen des Kaiſerpaares im Lager haben ſofort

alle Tambours und alle Militair-Musiker la Retraite de Crimée zu spielen angefangen, und unter diesen electrischen, weithin dringenden Klängen bewegt sich der glänzende Zug weiter.

Der Kaiser wechselte zuweilen einige Worte mit seiner Gemahlin, und es war interessant, in diesem Ensemble das Verhältniß Beider zu beobachten, das ein einverständnißvolles, inniges und sicheres zu sein scheint. Wie der Kaiser seine Gemahlin nicht aus einer legitimen herrschenden Dynastie erwählen wollte, so hat er gerade die Intention dieses Verhältnisses, wie er es sich bestimmt, mit einem eigenthümlichen Takt bewahrt. Louis Napoleon ist überhaupt der Mann des richtigen Taktes geworden, seitdem er auf dem Kaiserthron als Napoleon III. sitzt, und so bemerkt man auch in der Manier, mit der er seiner Gemahlin bei allen öffentlichen Gelegenheiten zur Seite steht, nicht die steife dynastische Haltung, sondern eine Form leichterer chevalereskerer Gegenseitigkeit, die einen heiteren und ritterlichen Anstrich hat. Es geht aus der Art und Weise, wie man sie mit einander sieht, ein Verhältniß hervor, das zugleich auf einer tiefen Uebereinstimmung der Ansichten, und auf einer Gemeinschaft beruht, in der manche Lebenspläne des Kaisers ihre eigentliche Reife gefunden haben mögen. Denn obwohl man von einem selbständigen

Antheil der Kaiſerin an den öffentlichen und politiſchen Angelegenheiten nichts vernimmt, ſo ſoll doch dieſe Zurückhaltung vor den Augen des Publikums mehr eine ſcheinbare und ſyſtematiſche ſein, als daß ſie, wie uns von kundiger Seite beſtätigt wird, dem Naturell der Kaiſerin Eugenie ſelbſt entſpräche. Zuweilen wird auch wohl der große Einfluß hervorgehoben, welchen die Kaiſerin auf manche Entſchließungen Napoleon's III. übt, und ihre vertraute Eingeweihtheit in den Geſchäften, wie in dem ganzen vorliegenden Programm des Empire, kann, ungeachtet ihres ſcheinbar einfachen und mehr blos äußerlichen und eleganten Naturells, wohl nicht ganz bezweifelt werden. —

Gegen Abend erleuchteten Bivouac-Feuer, die von allen Seiten emporblitzten, das Lager und die ganze Gegend. Dieſe Feuer, verſtärkt durch den Glanz von vielen tauſend Fackeln, die im Feſtjubel der Garden umhergetragen oder bei ihren Zelten aufgepflanzt wurden, gaben dem Camp ein ungemein impoſantes und kriegeriſches Anſehen. Während die Soldaten ſonſt ſchon um acht Uhr ſich in ihre Zelte zum Schlafen begeben müſſen, iſt ihnen heut zur Feier des Tages eine unbeſchränkte Zeit bewilligt worden, und die jubelnde Luſtigkeit, die ſchon ſo früh rege geworden, wird gewiß die Nacht bis zum An-

bruch des Morgens überdauern. Jetzt aber ſchlägt die Theaterſtunde, wo auf dem Théâtre du prince impérial die Vorſtellungen beginnen, und wer irgend Zutritt finden kann, verſäumt heut gewiß das unter freiem Himmel gelegene Lager-Theater nicht, das in nichts Anderem als in einem Zelt beſteht, welches auf einem Terrain von ungefähr 50 Metres Länge zu 40 Metres Breite aufgeſchlagen iſt. Das improviſirte Schauſpielhaus iſt von beiden Seiten mit einem Graben umgeben, und der Zuſchauerraum ſteigt zu einer kleinen Terraſſe empor, die aufgeworfen worden iſt, um den Officieren und Fremden von Diſtinction Sitzplätze zu gewähren, während in dem davorliegenden Parterre die als Zuſchauer eingetretenen Soldaten umherſtehen. Alle in der Nähe und Ferne liegenden Anhöhen ſind aber mit hör- und ſchaubegierigen Soldaten im dichteſten Gedränge beſetzt, die wenigſtens aus der Weite, und beſonders heut, wo man den Beſuch des Kaiſers und der Kaiſerin in dieſem Theater erwarten darf, dem Schauſpiel folgen wollen.

Nachdem der Kaiſer und die Kaiſerin in der That erſchienen, und auf der Terraſſe auf den für ſie bereit gehaltenen Seſſeln mit dem gnädigſten Lächeln ihren Platz eingenommen hatten, nahm die Vorſtellung ihren Anfang. Es wurde zuerſt eine ſehr in-

tereſſante Pantomime aufgeführt, welche den Hergang einer Kabylen-Hochzeit darſtellte. Die landſchaftliche Scenerie, die man vor ſich erblickte, war ſehr einfach hergerichtet, machte aber ſofort auf den Zuſchauer eine große Wirkung. Ein ſchlechtes Zelt, eine kleine Hütte, Pferde, Hunde und andere Thiere bildeten den Vordergrund der Scene. Auf dem ſehr ausgedehnten Hintergrund ſah man fünf große Feuer, vor denen ſich eine Menge Zuaven in einem bunten und gruppenreichen Gewühl umhertummelten. Ein Theil derſelben ſtellte in einer ganz anmuthigen Verkleidung die Frauen des Stammes dar, mit reichen Zierrathen und Schmuckſachen behangen, welche ſich die zu allen Dingen geſchickten Zuaven aus der rothen Frucht des wilden Roſenſtocks ſelbſt angefertigt hatten. Das Feſt begann zuerſt mit einer großen feierlichen Berathung des Stammes, dann folgte das Gebet, mit der ganzen Würde und ernſten Bedeutſamkeit, welche die Araber in dieſe Ceremonie verlegen, und daran ſchloſſen ſich bald die Hochzeitstänze an, welche zu der unendlich monotonen und ſchwermuthsvollen Muſik des Tamtam ausgeführt und von Zeit zu Zeit mit einem heulenden, Ohren und Luft zerreißenden Geſchrei begleitet wurden. Nach Beendigung dieſer phantaſtiſchen Scene folgte das, jetzt auch in Paris häufig gegebene kleine Vaudeville von Rimbaut:

„Après la guerre“, das in einer beweglichen und anſprechenden Darſtellung ein ſehr pikantes ſociales Thema aus dem Soldatenleben behandelt, nämlich die Frage, wie weit der zerſchoſſen und verſtümmelt heimkehrende Krieger auf die Treue und Gelöbniſſe der zurückgebliebenen Braut Anſpruch zu machen habe. Ein falſcher Stelzfuß, den ſich der aus dem Krim-Kriege zurückkommende Pascal umgeſchnallt, giebt Gelegenheit zu einer artigen, durch einen Nebenbuhler getriebenen Verwickelung, durch welche die ſchöne Marietta bedenklich genug auf die Probe geſtellt wird. Aber zum Jubel des Parterre's beſteht ſie auf die ausgezeichnetſte Weiſe dieſe Liebesprobe, und erntet dafür die Belohnung, zuletzt den Stelzfuß fallen zu ſehn und einen ganzen Mann mit geſunden Gliedmaßen in ihren Armen zu behalten. Das Stück wurde von zwei Unteroffizieren der Garde und einem Grenadier, der die weibliche Rolle gab, mit großer Gewandtheit und vieler Naturwahrheit geſpielt, und gewann dem Kaiſer mehrmals die lebhafteſten Beifallsbezeugungen ab, die freilich zumeiſt der gnädige Kriegsherr .dem Talent ſeiner braven Soldaten ſo ausdrucksvoll ſpendete.

Bald darauf brach das Kaiſerpaar mit ſeinen Gäſten und ſeinem Gefolge auf, und ſofort erhoben ſich ſämmtliche Acteurs mit Fackeln in den Händen,

um ihm in einer wahrhaft diaboliſchen Phantaſie das Geleite zu geben, welches halb in einer ehrfurchtsvollen Ceremonie, halb in grotesken Tanzbewegungen ausgeführt wurde, und ſich nachher ſeltſam in der Nacht verlor. Einige Bouquets von Bomben und Raketen kündigten darauf nachdrucksvoll die Rückkehr der kaiſerlichen Majeſtäten in ihrem Hauptquartier an. —

Faſt die ganze Nacht hindurch hallte das Lager von den fröhlichen Geſängen der Soldaten, die ſich in einzelnen Gruppen niedergelaſſen hatten, wieder. Statt dieſem muntern Lärmen und den im Nachtdunkel und Lichterglanz ſich mehr und mehr verzerrenden Geſtalten noch länger zu lauſchen, ſchien es endlich vorzuziehn, das im Voraus beſtellte Bett in einem Hôtel garni des Dorfes Mourmelon aufzuſuchen. Für funfzehn Francs die Nacht war dort nur noch ein ſchreckliches Lager aufzutreiben geweſen, von dem aber doch wohl einige Nachtruhe erhofft werden konnte. —

Der andere Tag wurde im Lager zuerſt mit einer großen feierlichen Meſſe eröffnet. Auf der Anhöhe, wo das Zelt des Kaiſers ſich befindet, erhebt ſich außerhalb der Umhegung deſſelben, aber nur einige Schritte davon entfernt, der Altar des Camp, in einem offenen Zelte ſtehend, das auf ſeiner Spitze

ein großes vergoldetes Kreuz trägt, und zu dem von der hinteren Seite eine aus mehreren Stufen bestehende Treppe hinaufführt. Rothſammetne, mit goldenen Franzen beſetzte Vorhänge, die von beiden Seiten zurückgeſchlagen ſind, laſſen den Altar, mit dem darauf ſtehenden großen Crucifix, erblicken, welches von dieſer Stelle aus die ganze Front des Lagers beherrſcht, und zu dem von allen Punkten desſelben emporgeſchaut werden kann. Dieſes eigenthümliche Enſemble von Altar, Kaiſer-Zelt und Soldaten-Lager gemahnt uns an dieſer Stelle auch an die ſtreng religiöſe und kirchliche Seite des Napoleonismus, in welchem Militair-Gewalt und Katholizismus ſtets als die innig verwandten und ſich durchſchlingenden Symbole der abſoluten Herrſchaft nebeneinander geſtanden haben. Dies iſt eine der unverbrüchlichſten Traditionen des napoleoniſchen Syſtems, wie aller willkürlichen Gewaltherrſchaft, und Napoleon III. übertrifft ſeinen Oheim noch weit in der Heilighaltung dieſer Symbole, denn er weiht ſelbſt ſeine Manoeuvres durch eine vorausgehende große Meſſe ein.

Die Truppen hatten ſich zu dieſer Meſſe in der feierlichſten Haltung eingefunden. Die Cavallerie erſchien aufgeſeſſen zu Pferde, und die Artillerie hatte ihre Feldſtücke angeſpannt. Dieſe Scenerie machte

den merkwürdigsten Eindruck von der Welt, und gränzte auf der einen Seite an Erhabenheit, während sie auf der andern an eine Intrigue gemahnte, die mit allem Aufwand von Mitteln ins Werk gesetzt werden sollte. Der Kaiser selbst war zu Pferde erschienen und hielt in der ruhigen, in sich selbst verlorenen, heut vornehmlich sinnigen und ernsten Weise, welche eigentlich immer den Hauptzug seines Charakters ausmacht. Neben ihm erblickte man die Kaiserin in ihrem offenen Wagen, in dem sie mit der andächtigsten Gebärde saß, ihre Augen zu dem Priester hingewandt, der soeben auf den Altar getreten war. Auf der andern Seite des Wagens der Kaiserin erblickte man den Herzog von Cambridge. Hinter dem Kaiser hielt ein großes glänzendes Gefolge seiner Marschälle und Generäle, unter denen man auch den Marschall Baraguay sah, der vor einigen Tagen im Lager auf den Degengriff gefallen war und sich dabei eine Rippe beschädigt haben sollte, jetzt aber, wie seine aufrechte kraftvolle Haltung bewies, gänzlich wiederhergestellt zu sein schien.

Nach Beendigung der Messe, bei der alle Soldaten das Domine salvum mit einer ungeheuern Wirkung so vieler Stimmen mitgesungen hatten, mußten sämmtliche im Lager befindliche Truppen, die aus 25,000 Mann der kaiserlichen Garde bestehn,

vor dem Kaiſer und der Kaiſerin vorbeidefiliren, was jedem Zuſchauer Gelegenheit geben mußte, in dieſen auserleſenen Truppen ein wahrhaft ſchönes kriegeriſches Naturell, eine, jeder todten Dreſſur überlegene Freiheit des militairiſchen Charakters zu bewundern. Die elaſtiſche Perſönlichkeit jedes einzelnen Soldaten, die auf ſich ſelbſt geſtellt ſcheint und dem Ganzen als ein durchaus ſelbſtſtändiges Glied ſich einordnet, trägt eine ebenſo ausgezeichnete und kriegsgewiſſe Phyſiognomie an ſich, als die ganzen Regimenter in einer leichten taktvollen Wellenlinie der Bewegung, mit einem immer angriffsluſtigen und triumphirenden Ausdruck, vorüberrauſchen. Daß die eigentliche Kriegsſtärke der franzöſiſchen Armee in der Offenſive liegt, erkennt man beim erſten Blick auf die individuellen Eigenſchaften dieſer Truppen, und wenn Napoleon I. ſeine ganze Kriegführung vorzugsweiſe auf das Syſtem der Offenſive begründete, ſo folgte er darin nur dem Naturell des franzöſiſchen Soldaten, welches mit Napoleons eigenem militairiſchem Genie auf die merkwürdigſte Art zuſammentraf.

Der Kaiſer betrachtete mit einem träumeriſchen Behagen, welches von großen Entſchlüſſen durchblitzt ſchien, dieſe vorüberziehenden, wie ein elektriſcher Strom vorwärts dringenden Colonnen. Die Armee ſelbſt ſchien nur an den Blicken ihres Empereur zu

hängen, und von demſelben alle Kraft und Schönheit ihrer Haltung und ihrer Bewegungen zu entnehmen. Man ſah das innige Einvernehmen, welches in dieſem Augenblick vielleicht mehr als je zwiſchen dem Kaiſer und der Armee beſteht, und das ſich in dem ganzen Geiſt der Truppen auf die unverkennbarſte Weiſe ausſprach. Das vereinigte Zuſammenleben in einem ſolchen Lager trägt ohne Zweifel Viel dazu bei, dieſen Geiſt zu pflegen und das Verhältniß des Kaiſers zu ſeinen Soldaten in eine gewiſſe vertrauliche Nähe zu rücken, die dann auch in den weiteſten Beziehungen anregend und bekräftigend wirken muß. Es iſt dies zugleich die gefährlichſte Situation, in welche das Militair dem Staat und der Geſellſchaft gegenüber eintreten kann. Militair-Lager im Frieden, beſonders wenn ſie eine gewiſſe regelmäßige Wiederkehr haben, machen das Heer, mehr als alles Andere, zu einem Staat im Staate, der allen politiſchen und ſocialen Inſtitutionen über den Kopf wächſt und bald alle Entſcheidungen an ſich genommen zu haben glaubt. Der Soldat erſtarkt in der rein militairiſchen Sphäre, in der er im Lager verbleibt, mehr und mehr zu einem Ausnahme-Individuum, das von den Einwirkungen der bürgerlichen Gemeinſchaft, die ſonſt doch nicht ganz ausbleiben können, ſich vollſtändig ablöſt, und ſein Vater-

land nur noch in ſeinem Säbel und in dem Verhältniß zu ſeinem Kriegsfürſten ſieht. Der Kaiſer ſelbſt lebt dann nicht nur an der Spitze, ſondern auch in der Mitte ſeiner Soldaten, und er iſt einige Stufen von ſeinem Thron herabgeſtiegen, um mit Denjenigen zu fraterniſiren, die er für die eigentlichen Stützen ſeiner Macht erklärt. Die Tragweite dieſer Poſition ſchließt allerdings jedesmal eine Drohung gegen die beſtehende Staatsgeſellſchaft in ſich, oder man erklärt ſich wenigſtens in der Lage, derſelben jeden Augenblick den Stuhl vor die Thür ſetzen zu können. —

Der größte Ausdruck der Bewunderung für die Haltung der franzöſiſchen Garden ſchien ſich auf dem klugen, geſpannt beobachtenden Geſicht des Herzogs von Cambridge kundzugeben. Der engliſche Herzog, welcher an der Spitze der Armee Englands ſteht, verfolgte mit glühenden, Alles erſpähenden Blicken jeden Zug, jede Einzelnheit, die ſich ihm an den vorbeimarſchirenden Regimentern vor Augen ſtellten. Der Oberbefehlshaber der engliſchen Truppen, ein noch ziemlich junger Mann von achtunddreißig Jahren, iſt eine ſehr elegante modiſche Perſönlichkeit, mit einem gänzlich kahlen Vorderkopf, aber einem großen ſchwarzen, mächtig wallenden Bart um Lippen und Kinn. Auf ſeinem kleinen, feingezeichneten Geſicht ruhen Verſtand und Berechnung, und zugleich

ſcheint ſich mit der Bewunderung für Das, was er hier ſieht, eine gewiſſe ſchmerzvolle Reſignation verbunden zu haben, denn der Herzog von Cambridge, welcher bekanntlich der erſte und eifrigſte Anreger der neuerdings begonnenen Reformen in der engliſchen Armee war, hatte ſich ſtets zu der Anſicht geneigt, daß dieſe Reformen nur nach dem Muſter der franzöſiſchen Armee unternommen werden könnten. Sein jetziger Beſuch im Lager von Châlons hat offenbar neben der Courtoiſie den Zweck, ſeine Studien der franzöſiſchen Waffen zu vervollkommnen, aber es mag ihn dabei die Ueberzeugung beſchlichen haben, daß hier etwas Unerreichbares vor ihm ſteht, denn wenn auch die Reformen der engliſchen Armee jetzt nur durch den indiſchen Krieg unterbrochen worden ſind, ſo wird er ſich doch ſagen müſſen, daß dieſer naturwüchſige Militairgeiſt, den man in den franzöſiſchen Truppen verkörpert ſieht, und der zugleich ihre ganze Organiſation bedingt und erleichtert hat, einer engliſchen Armee niemals einzuimpfen ſein möchte. Dieſen Soldaten, über welche jetzt hier auf den catalauniſchen Gefilden Revue abgehalten wird, ſieht man es auf jedem Schritt und Tritt an, daß ſie zugleich durch ihre franzöſiſche Nationalität dieſe großen franzöſiſchen Soldaten ſind, die mit einer ſo unverwüſtlichen Friſche und Kraft ihre Heimath im Krieg und in den

Waffen finden. Die franzöſiſche Armee hat ihre alte nationale und hiſtoriſche Schule, aus der ſie erwachſen iſt, während das engliſche Armeeweſen nie ein nationales Element für ſich gehabt hat, und eher als eine dem Nationalgeiſt zuwiderlaufende Inſtitution bisher fortgeſchleppt wurde. Dieſe verſchiedene Anlage der beiden Nationalcharaktere läßt auch die engliſch-franzöſiſche Allianz, deren Bedeutung eine rein kriegeriſche iſt, mit einem ungleich vertheilten Vortheil erſcheinen, der ſchon im orientaliſchen Kriege zu einer höchſt bitteren Empfindung für Alt-England ausgeſchlagen iſt. Mit der franzöſiſchen Armee kann die engliſche am allerwenigſten rivaliſiren, wenn ſie ihr brüderlich und freundſchaftlich an die Seite geſtellt iſt. Ob aber die Franzöſirung der engliſchen Armee in allen ihren Einrichtungen, wie ſie der Herzog von Cambridge ſich als Ideal vorgezeichnet hat, einſt dies Sachverhältniß verändern oder umkehren werde, muß noch dahingeſtellt bleiben. Es ſchien in der That, als ob auf dem ſcharf beobachtenden Geſicht des engliſchen Herzogs keine beſondere Zuverſicht dafür zu leſen war, doch können wir natürlich nicht wiſſen, was ihm zuletzt der Kaiſer, der nach Beendigung der Revue einige angelegentliche Worte mit ihm wechſelte, zum Troſt darüber zugeflüſtert haben mag. —

Nachdem der Kaiſer und die Kaiſerin in ihr

Zelt zurückgekehrt waren, begann bald darauf in allen Theilen des Lagers ein ungemein fröhliches und rühriges Getümmel. In ungeheuren Keſſeln wurde Kaffee gemacht, den der franzöſiſche Soldat jetzt im Felde ſehr reichlich genießt, eine Gewohnheit, die er beſonders auf den Feldzügen in Afrika angenommen, und die ſich als etwas ungemein Heilſames für den Soldaten bewährt hat. Der Kaiſer hat ein ſehr aufmerkſames Auge auch auf die Nahrungsverhältniſſe ſeiner Soldaten gerichtet und beſchäftigt ſich mit der Beſchaffenheit derſelben auf das Einzelnſte und Eingehendſte. So hat er kürzlich das Lieblingsgetränk des gemeinen Mannes in Paris, den Cidre, im Lager von Châlons verbieten laſſen, indem er dieſen Genuß für einen geſundheitsgefährlichen erklärt hat. Dagegen erfreut ſich der Genuß des Café der kaiſerlichen Aufmunterung im hohen Grade, und zuweilen finden Café-Feſte im Lager ſtatt, die der Kaiſer einzelnen Compagnieen geben läßt, und bei denen er es nicht verſchmäht, ſelbſt zu erſcheinen. Ein ſolches Café-Feſt wurde vor der Abreiſe des Kaiſers nach Stuttgart den Zuaven gegeben, dieſen drolligen Lieblingen des ganzen Lagers, die gewiſſermaßen die verzogenen Kinder deſſelben ſind, und durch ihre unzähligen dummen Streiche, die ſie begehen dürfen, Anekdoten jeder Art zur Beluſtigung Aller über ſich

in Umlauf gebracht haben. Die Zuaven aber trieben bei dieſem Café, welchen ihnen neulich der Kaiſer gab, ihre anmuthigen Eulenſpiegeleien ſo weit, daß ſie ſelbſt dem Empereur eine Taſſe anzubieten wagten, die auch aus den Händen dieſer Redouten-Kabylen mit gnädigem Lächeln angenommen wurde. —

Gegen Mittag traten der Kaiſer und die Kaiſerin mit einem kleinen Gefolge wieder aus ihrem Zelt hervor, beide zu Pferde, um einen Spazierritt durch das Lager zu unternehmen. Die Kaiſerin erſchien in einem Amazonen-Coſtüm, das in geſchmackvoller Einfachheit die hohe ſtolze Geſtalt umfloß und ihre Abſicht, ſich, entäußert von allem Prunk der Damen-Toilette, in der Mitte der getreuen Soldaten als ächte Soldaten-Kaiſerin zu zeigen, doch zugleich auf die eleganteſte Weiſe ausſprach. Die Cavalcade des Kaiſerpaares ging mit langſamer Würde und zugleich in heiterer Behaglichkeit vor ſich. Das Lager empfing dieſen Beſuch mit einem rauſchenden Jubel, der von Hügel zu Hügel über die ganze Ebene wunderbar anſchwellend ſich ergoß, und zuletzt nur eine einzige Sturmwoge des Enthuſiasmus auszumachen ſchien. Die Kaiſerin hatte zugleich gewünſcht, das Lager der Grenadiere zu beſuchen und diejenigen Krieger, welche ſie den Abend vorher als ſchöne Actricen des théâtre du prince impérial hatte be-

wundern müſſen, jetzt in ihrer Uniform und im vollen Schmuck des Soldaten ſich vorſtellen zu laſſen. Dieſe ebenſo liebenswürdige als huldvolle Intention der Kaiſerin Eugenie kreuzte ſich zuerſt mit einigen Bauer-Wagen, die nicht raſch genug aus der engen Lager-Straße, in welche ſie eingefahren waren, ſich wieder zurückziehen konnten, und gerade an den Zelten hielten, in welchen die im Beſitz der Damen-Rollen befindlichen Grenadiere lagerten. Zugleich hatten dieſe ländlichen Führer der Wagen eine große Menge von Aepfeln und Birnen herbeigebracht, durch deren freiwillige Austheilung an die Grenadiere ſie ſich ebenfalls als dankbare Verehrer und Aufmunterer des dramatiſchen Talents bewieſen zu haben ſchienen. So geſchah es, daß dieſe Grenadiere, welche nach Entfernung der Wagen an das Pferd der Kaiſerin gerufen wurden, zum Theil noch das eben gekoſtete Obſt ihrer ländlichen Bewunderer im Munde kaueten, welche Verlegenheit aber nicht nur ſchnell beſeitigt, ſondern auch durch ein unendlich graciöſes Lächeln der Kaiſerin, und einige Worte, die ſie ſprach, glücklich vorübergeführt wurde.

Das Kaiſerpaar ritt weiter, um alle Bivouacs zu beſuchen, und man ſah den Kaiſer häufig auf das Ausführlichſte mit vielen der Soldaten ſprechen, mit deren dienſtlichen und perſönlichen Angelegen-

heiten er auch oft bis in's Einzelnſte hinein ganz genau vertraut ſein ſoll. Es konnte nicht fehlen, daß dies einen ungemein anregenden Eindruck ringsumher auf alle Truppen ausübte, die in einer zauberiſchen Weiſe davon befangen zu werden ſchienen.

Die Gemeinſchaft, welche der Kaiſer mit ſeinen Truppen im Lager unterhält, erſcheint überhaupt als ein vollſtändiges Syſtem, das zugleich mit der größten franzöſiſchen Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit durchgeführt wird. So ließ der Kaiſer auch heut wieder die Speiſetafel auf dem freien Platz vor ſeiner Zelt-Villa aufſchlagen, um Angeſichts aller Zuſchauer, die ſich nur einfinden wollten, das Diner einzunehmen. Es ſoll damit zugleich gezeigt werden, daß der Kaiſer nicht anders leben wolle, wie die ganze Armee, obwohl der Soldat, wenn er tiefer in den kaiſerlichen Topf hineinſieht, doch wahrſcheinlich ganz andere Entdeckungen machen würde, als in ſeiner eigenen Schüſſel.

An der Tafel erblickte man jetzt auch den Prinzen Napoleon, der vor Kurzem in Begleitung des Marſchalls Canrobert im Lager eingetroffen war, wohin ihn der Kaiſer, um dem beginnenden großen Manöver beizuwohnen, eingeladen hatte. Die eigenthümlich zurückhaltende Stellung, welche dieſer napoleoniſche Prinz neuerdings am Kaiſerhofe eingenommen, und die ſich

auch durch seine häufigen Reisen in die fernsten Länder charakterisirt, schien sich jetzt in seinem persönlichen Verkehr mit dem Kaiser nicht eben auszudrücken, was zugleich beweisen könnte, daß der Sohn des Königs Jerôme, von dessen demokratischen Tendenzen Anfangs so viel die Rede war, nicht minder ein ganz dehnbares diplomatisches Talent besitzt. Seine Aehnlichkeit mit dem alten Kaiser macht allerdings einen überraschenden Eindruck, und man sieht in ihm den persönlichen Typus der neuen napoleonischen Dynastie in einem so scharfen und vollen Ausdruck festgehalten, wie es bei keinem andern Mitgliede der Familie der Fall ist. Schon durch diese merkwürdige Individualität konnte man leicht veranlaßt werden, dem Prinzen Napoleon die Anwartschaft auf eine künftige bedeutende Rolle zuzugestehen, indem man ihm die Fähigkeit zuschrieb, bei einem neuen revolutionairen Umschlag der Dinge in Frankreich das napoleonische Element von neuem aufzunehmen und in einer wirklichen Verbindung mit der Demokratie und ihren Prinzipien dann dauernd zur Herrschaft bringen zu können. Er sieht verschlossen und brütend genug aus, um ihm eigenthümliche Lebens- und Zukunftspläne zuzutrauen, aber Napoleon III., der alle seine Umgebungen an Klugheit und Weitsicht der Berechnung übertrifft, hat gewiß auch diese Chance längst in den Kreis seiner providentiellen

Zukunftsgedanken gezogen. Die „napoleoniſche Idee" reicht bekanntlich aus, um einſt auch alle Principien der Demokratie in ſich aufzunehmen und neue zu gebären, und der Kaiſer hat, nach dem eigenen Geſtändniß in ſeinen Schriften, dieſen hiſtoriſchen Moment nur vertagt, wo der Napoleonismus ſich auch allen Anforderungen der Freiheit von innen heraus öffnen werde. Napoleon III. glaubt mithin, ſobald es Zeit iſt, Alles das ſelbſt beſorgen zu können, was der demokratiſche Vetter nur irgend in Petto haben möchte. Doch mag ſchon der Umſtand, daß der Prinz Napoleon im Palais Royal, der einſtigen Reſidenz des Herzogs von Orléans wohnt, die combinationsluſtigen Politiker in Ermangelung anderer Gedanken, die man ſich heut noch über den Zuſtand Frankreichs machen kann, auf den Einfall gebracht haben, daß die antidynaſtiſche Rolle, welche der Herzog der Rothen in der erſten Revolution geſpielt, einſt wieder auf den Prinzen Napoleon übergehen könne. —

Die großen Manoeuvres, welche der Kaiſer perſönlich kommandirte und denen die Kaiſerin ſtets zu Pferde und im Amazonenkleide beiwohnte, begannen erſt am andern Morgen in ihrer volleren Entfaltung, doch nahm die Aufſtellung der Armee bereits an demſelben Abend auf der rechten Seite der weißen Werke

ihren Anfang, wo Arbeiter aus allen Corps ſchon den vorangegangenen Tag an den Redouten gearbeitet hatten. Die gewaltige Maſſenhaftigkeit dieſes Schauſpiels, das ſich über die ganze ungeheure Ebene hinzog, machte einen ebenſo glänzenden Eindruck, als es den Kennern des Kriegshandwerks durch die Kunſt der ſtrategiſchen Bewegungen, in denen es ſich entfaltete, lehrreiche und bedeutende Anſchauungen dargeboten haben mag. Wenigſtens deutete der an die Garden gerichtete Tagesbefehl, mit welchem der Kaiſer einige Tage ſpäter dieſe Manoeuvres ſchloß, darauf hin, daß es dabei nicht auf eine parademäßige Schauſtellung, ſondern auf eine rein militairiſche Inſtruction und auf theoretiſche Feſtſtellungen und Uebungen abgeſehen geweſen ſei.

Dieſer Tagesbefehl iſt überhaupt merkwürdig für die Stellung Napoleons III. zu ſeiner Armee und zu den militairiſchen Ueberlieferungen des Kaiſerreichs. Er lautete folgendermaßen: „Lager von Châlons, 8. Oktober 1857. Soldaten! Die Zeit, die wir miteinander zugebracht haben, wird nicht verloren ſein. Euere militairiſche Ausbildung iſt gewachſen, und die Bande, die uns vereinigen, haben ſich feſter geknüpft. Als der General Bonaparte den glorreichen Frieden von Campo Formio abgeſchloſſen hatte, beeilte er ſich, die Sieger von Italien in die

Peloton- und Bataillons-Schule zu ſchicken, indem er dadurch an den Tag legte, wie nützlich er es hielt, ſelbſt für alte Soldaten, unaufhörlich wieder auf die Fundamental-Regeln der Theorie zurückzugehn. Dieſe Lehre iſt nicht vergeſſen worden; kaum heimgekehrt von einem glorreichen Feldzug, habt Ihr Euch mit Eifer dem praktiſchen Studium der Evolutionen gewidmet, und habt damit das Lager von Châlons eingeweiht, welches für die ganze Armee zur großen Schule der Manoeuvres dienen ſoll. Die kaiſerliche Garde wird alſo immer, im Frieden wie im Krieg, das gute Beiſpiel geben. Unterrichtet, disciplinirt, ſtets bereit Alles zu unternehmen und Alles zu ertragen für das Wohl des Vaterlandes, wird ſie immer für die Linie, aus der ſie hervorgeht, der würdige Gegenſtand der Nacheiferung ſein und mit derſelben vereinigt dazu beitragen, den alten Ruhm unſerer unſterblichen Phalangen zu bewahren, die niemals unterlegen ſind als durch das Uebermaaß ihres Ruhmes und ihrer Triumphe."

Dieſe ſtrenge und würdige Sprache, mit welcher der Kaiſer ſeine Soldaten anredet, ſucht dem Prätorianerthum zugleich eine wiſſenſchaftliche Vertiefung zu geben, welche die Entwickelung des Heeres mehr wie je zu einer Sache eigenthümlicher theoretiſcher Bildung machen ſoll. Die militairiſche Theorie iſt die

eigentliche Stärke Napoleons III., die seinen Eigenschaften als praktischer Soldat und Feldherr jedenfalls überlegen sein möchte, und er scheint aus der Bedeutung der Theorie zugleich die Weisheit und Mäßigung schöpfen zu wollen, die ihn vor der Ueberstürzung der Trophäen, an denen Napoleon I. nach der Meinung des Neffen gescheitert, bewahren soll. Diese eigenthümliche Aeußerung ist gewissermaßen der erste Wischer, welchen der Neffe dem Onkel ertheilt, und auch dies beweist für die Annahme, daß Napoleon III. keineswegs gesonnen ist, die neue Kaiser-Politik ganz und gar durch die Schablone der alten zu machen.

Soll darum die neue Kaiser-Politik nur wie ein verbesserter theoretischer Auszug aus der alten erscheinen, so kann man auch erwarten, daß das neue napoleonische Programm namentlich in Bezug auf Deutschland mit großer Vorsicht und richtiger Würdigung der Situation abgefaßt sein werde. Dies Programm wird man überhaupt nicht für einen abgeschlossenen Küchenzettel der Politik ansehen dürfen, sondern es wird auf demselben, nach Glück und Witterung, wahrscheinlich noch Manches wachsen und Manches wieder ausgejätet werden, wodurch die Pläne und Hoffnungen sich wesentlich umgestalten können. So wird auch das Lager bei Châlons nur in soweit

eine Position gegen Deutschland sein, als das Lager, welches Napoleon III. bald nach seiner Besteigung des Kaiserthrons bei Boulogne aufschlagen ließ, gegen England gerichtet sein sollte. Auf das Lager von Boulogne, gegen welches die Engländer schon zu schreien und zu rüsten anfingen, folgte die englisch-französische Allianz, die den europäischen Krieg gegen Rußland bedingte und entschied. Sollte aber dem großen Militairlager, das jetzt in den alten historischen Gefilden der Marne permanent aufgeschlagen worden, ein französisch-russisches Bündniß zur Seite treten, so würde Deutschland leicht der Ziel- und Angriffspunct dieser neuen militairischen Position sein, denn Frankreich und Rußland würden sich immer nur über Deutschland die Hände reichen, in dessen Schooß sich die Fäden der Weltherrschaft von jeher gekreuzt haben. Die Wendungen des napoleonischen Programms gegen Deutschland hängen wesentlich von dem Zustandekommen der neuen Allianz zwischen Frankreich und Rußland ab, zu der aber die Kaiser-Zusammenkunft in Stuttgart in den Oktobertagen 1857 wohl nur erst einige flüchtige Lineamente gezogen hat. Die Reizbarkeit der öffentlichen Meinung in Deutschland ist aber auf diesem Punct so groß, daß man sich von der rein theoretischen Bedeutung des Lagers bei Châlons, welches der Kaiser selbst nur als eine Nor-

malſchule für den Unterricht der Armee bezeichnet, ſchwer überzeugt halten wird. Mißtrauen iſt in der Politik allerdings eine Stärke und eine Tugend, und das deutſche Mißtrauen gegen das Lager bei Châlons hat ſich noch durch den gleichzeitig projectirten Bau einer feſten Rheinbrücke bei Kehl, in der man nur den vorgeſchobenen Poſten des Marne-Lagers erblickt, geſteigert. Die Pariſer Blätter ſtreuen ſeit einiger Zeit ganze Hände voll Beruhigungen darüber aus, und wie der Kaiſer ſelbſt nur die militairiſche Inſtruction bei dem Lager von Châlons an die Spitze ſtellt und ſogar ein kleines Handbuch unter dem Titel: „Die Theorie der Manoeuvres im Lager von Châlons“ hat verfaſſen laſſen, ſo bearbeitet auch jetzt die Preſſe die Angelegenheit der Rheinbrücke bei Kehl unter einem rein commerciellen und handelspolitiſchen Geſichtspunct. Es wird dabei auseinandergeſetzt, wie die projectirte Rheinbrücke zwiſchen Straßburg und Kehl, welche vorzugsweiſe den Bahnzügen dienen ſoll, ſehr geeignet ſein werde, die Handelsbedingungen Europa's im Intereſſe Frankreichs und Deutſchlands vortheilhaft zu verändern. Die Lücke, welche auf der Eiſenbahn-Linie zwiſchen Straßburg und dem badiſchen Gebiet beſteht, hatte allerdings bisher dem Verkehr Frankreichs mit Süddeutſchland eine nicht unbedeutende Erſchwerung dargeboten,

während man auf der andern Seite zugeben muß, daß der Uebergang einer französischen Armee von einem Rhein-Ufer zum andern zwar durch eine feste Brücke erleichtert werden könne, aber keineswegs unbedingt von derselben abhängig sei. Indeß würde die Gefahr für Deutschland durch die Ausführung dieses Projects jedenfalls näher getreten sein, und nicht bloß die deutsche Presse, sondern auch die deutschen Regierungen scheinen sich dieser Gefahr bewußt geworden. Vornehmlich charakterisirt es das nach allen Seiten unterhöhlte Verhältniß der europäischen Mächte zu einander hinlänglich, wenn Oesterreich schon die Verlautbarung des französischen Rheinbrücken-Projects für geeignet gehalten hat, um, zur Sicherung der Interessen des deutschen Bundes, auf badischer Seite die Errichtung eines kostspieligen Brückenkopfs zu verlangen.*) —

Wie man in Paris hört, würden die kaiserlichen Garden im nächsten Jahre nicht nach Châlons zurückkehren, sondern es wird ihnen die Linie folgen,

---

*) Bei der Weigerung Badens, diesen, von den österreichischen Ingenieuren auf zehn Millionen Francs veranschlagten Bau auf seine Taschen zu übernehmen, ist bekanntlich beschlossen worden, die Befestigungen in kleinerem Maaßstabe, so daß sie nicht mehr als zwei Millionen Francs kosten sollen, auf Kosten des deutschen Bundes ausführen zu lassen.

die sich dann ebenfalls auf dem Schlachtfelde Attila's in die militairische Theorie vertiefen soll. Der Kaiser beabsichtigt, im Jahre 1858 bereits 40,000 Mann bei Châlons zusammen zu ziehen und diese Truppenzahl im nächstfolgenden Jahre noch zu steigern, so daß gegen die Grenzen Deutschlands hin ein Concentrationspunct von Streitkräften, wie ihn die neuere Zeit kaum gesehn, entstehen würde. Zugleich bleibt stets eine permanente Truppe zur Besetzung des Lagers zurück, welche sich zugleich mit allen zur Vervollständigung des Lagers dienenden Arbeiten zu beschäftigen hat.

Die dauernde und gewichtige Bedeutung, welche Napoleon III. diesem Lager beizulegen gesonnen ist, geht auch daraus hervor, daß Horace Vernet von ihm den Auftrag empfangen hat, zwei große Gemälde von dem Lager von Châlons zu entwerfen. Das erste soll eines der großen Manoeuvres unter dem Commando des Kaisers, das andere das Lager selbst vorstellen, welches allerdings durch seine großartigen Situationen geeignet genug ist, um auch malerisch und künstlerisch festgehalten und verewigt zu werden. Horace Vernet's Pinsel, der mit gleicher Meisterschaft allen Regime's zu gehorchen weiß, und der auf solchen Bildern zugleich der historische Portraitmaler seiner Epoche im ausgedehntesten Maaße ge-

worden, wird auch diesem theoretischen Kriegslager gewiß die glänzendste und interessanteste Ausführung zu geben wissen. Vorgearbeitet ist ihm schon durch ein photographisches Pracht-Album, welches in dem Atelier von Legray auf Bestellung des Kaisers verfertigt worden, und die Manoeuvres und militairischen Tableaux des Lagers mit ausgezeichneter Genauigkeit und Anschaulichkeit wiedergiebt.

III.

Die Hof-Oper des neuen Kaiserthums.

Der allmählig sich vollziehende Untergang der italienischen Oper in Paris, die im neuen Kaiserreich durchaus keine Wiedererhebung mehr finden zu können scheint, muß eigentlich eher zu den guten als zu den schlimmen Symptomen der kaiserlichen Aera gezählt werden. Napoleon III. gehört durchaus nicht zu den ästhetisch kokettirenden Tyrannen, auf deren üppigen Polstern die Oper in Italien zuerst ihren Ursprung nahm und mit ihren entnervenden, das Volksbewußtsein und die Manneskraft umstrickenden Melodieen sich bildete. Wenn der Kaiser ein Tyrann ist, so ist er ein viel zu gesunder, starker und geistvoller Tyrann, als daß er die Bundesgenossenschaft der italienischen Opern-Arien suchen sollte, um durch die Gaukelei gedankenlos machender Töne und durch den ganzen erschlaffenden und verweichlichenden Schlendrian, der

im Gefolge der italieniſchen Oper liegt, die Unterwerfung der Nation zu vollenden.

Es iſt für eine Nation, ſelbſt in ihrer unglücklichſten Lage, immer noch beſſer, durch den Säbel als durch die äſthetiſche Lüge tyranniſirt zu werden, denn unter dem Säbel kann ſie nach Epochen der Verwilderung wenigſtens eine neue moraliſche Disciplin und einen heimlichen Ruhepunct in ſich ſelbſt gewinnen, auf dem die nationalen Kräfte allmählig wieder wachſen und erſtarken, während die Verweichlichung durch eine buhleriſche, prunkſüchtige und unwahre Kunſt ſtets die beſten Kräfte der Nation aufgeſogen hat.

Jedenfalls aber gehört die Blüthe der italieniſchen Oper nicht zu den charakteriſtiſchen Symptomen des neuen napoleoniſchen Kaiſerreichs, denn dies weltberühmte Inſtitut in Paris, das einſt ſo glänzende Talente und Perſönlichkeiten in ſich vereinigte, zeigt ſich in jeder Art ſo überlebt und verfallen, daß es kaum noch lange dazu taugen wird, auch nur, wie bisher, zum Focus der geſellſchaftlichen Zerſtreuung für die Löwen und Löwinnen der Hauptſtadt zu dienen. Die italieniſche Oper bildete unter Louis-Philipp eine eigenthümliche narkotiſche Sphäre, in welcher der ganze juwelenſchimmernde Haut-Gout der vornehmen Geſellſchaft ſich ſammelte, um unter den

entzückenden und hinreißenden Tönen einer Malibran, einer Pasta und Grisi, eines Lablache und Tamburini sich galvanisiren und brennen zu lassen. Die glänzende Virtuosität der Phrase war unter dem Scepter des constitutionnellen Bürgerkönigs ein Hauptelement des politischen und socialen Lebens geworden. Die parlamentarische Debatte in der Kammer hatte eben so gut ihre Buffo's, ihre Helden-Tenore und ihre ersten Liebhaber aufzuweisen, als die italienische Oper in Salle Ventadour, wo die getrennten politischen Parteien sich damals in dem allgemeinen Enthusiasmus für eine gefeierte Sängerin wieder vereinigten und an dem Goldfaden ihrer Rouladen und Triller sich wie die Enten an Münchhausens Schnur einträchtiglich aufreihen ließen. Man echauffirte sich damals in der Deputirten-Kammer ebenso sehr, als man sich in der italienischen Oper echauffirte, mit glänzenden Illusionen, mit kunstvollen Falsets und überraschenden Modulationen und Stimm-Uebergängen. Die Romantik des Constitutionnalismus hatte in der italienischen Oper ihren triumphirenden Ausdruck gefunden, und begattete sich recht angelegentlich mit der Lüge der Opern-Arie, um den allgemeinen Liebling der damaligen Zeit, den Puff, zu erzeugen. Es waren schöne Zeiten, die wir damals im Schweiß unseres Angesichts im Saal Ventadour zubrachten, wo in den

Logen die Damen mit ihren ſtrahlenden Toiletten und Diamanten und ihrer duftgeſchwängerten ſtechenden Atmoſphäre, und unter den Herren die weltberühmten Notabilitäten der Tribüne, des Feuilleton's und der Mode, ſich zu einem koketten Kranz durcheinanderflochten, den dann die italieniſche Muſik mit ihren plätſchernden Wellen benetzte, und in den Bravas und Bravis, in der flammenden Röthe der jungen ſchönen Geſichter und in dem ſtürmiſchen Drehen an den Bärten, rauſchend aufblühen zu laſſen ſchien!

Einen ſtarken Contraſt zu dieſer Glanzzeit der italieniſchen Oper in Paris bot aber beſonders die diesjährige Eröffnung der Opernſaiſon dar, der zwar äußerlich nichts von dem alten rauſchenden Mode-Effect zu fehlen ſchien, die uns aber doch wie der Mund einer ſchönen Frau vorkam, dem die Zähne ausgefallen ſind und der ſich durch eine Garnitur todter Stifte doch nur mehr abſchreckend als anziehend wieder gefüllt und belebt hat. Die Unheimlichkeit des Eindrucks konnte ſich nur ſteigern, wenn man erfuhr, daß das Repertoire auch von den alten großen Namen einige zu bewahren oder wiederzugewinnen gewußt hat, wie den Mann mit der unſterblichen Ochſenſtimme, Lablache, der noch immer einige lebensvolle Töne auf ſeinem ungeheuren und beiſpielloſen

Regiſter hat, und die herrliche Griſi, einſt die erſte Heldin der dunkelflammenden dramatiſchen Leidenſchaft, mit ihrem ernſten hohen Feuer in Stimme und Herzen. Aber dieſe großen Geſtalten des italieniſchen Geſanges erſchienen hier nur erſt recht wie die Todtengräber einer Zeit, die ſich nicht wieder erneuern wird, weil ſie ſelbſt mit ihren holden Gaukeleien und ſüßen Liederlichkeiten altmodiſch geworden iſt, und, obwohl noch immer dieſelben Töne und Weiſen unendlich wiederkäuend, doch damit weit hinter der viel ernſthafteren und materielleren Corruption einer neuen Epoche zurückbleibt. Die heutige Generation der italieniſchen Oper iſt darum auch eine unendlich viel ſchwächere und kraftloſere, wovon namentlich die neuen Prime Donne, die wir in einer Aufführung der Verdi'ſchen Oper: il Trovatore zum Erſtenmal ſahen, die Steffenone und die Nantier-Didier, einen überraſchenden Beweis lieferten. Dieſe Damen thaten gewiß ihr Möglichſtes, durch Schreien, leidenſchaftliches und ſcheinbar glühendes Colorit, kunſtvollen Vortrag, und rauſchendes Loslaſſen aller ſpringenden Waſſerkünſte des italieniſchen Geſanges. Dazu elegante Perſönlichkeiten, mit ſchönen Schultern und reizender Büſte, dunkeln bohrenden Augen, und einer Liebenswürdigkeit, die unter allen Umſtänden den Sieg davontragen würde. Aber es giebt auf dieſem

Boden keine Aufgabe mehr, um deren eigenthümliche Lösung es sich handeln könnte, und je mehr Feuer der Kunst und der Jugend aufgewandt wird, um Leichen lebendig vorzustellen, desto fataler wird der todte Spuk sich ausnehmen. Die Verdi'sche Musik selbst ist der charakteristische Niederschlag dieser unendlich langweiligen Mittelmäßigkeit, in welcher die Welt der italienischen Oper verendet und zusammengefallen ist. Zwar zappelt sich diese Musik zuweilen noch einige anmuthige Röthe auf die Wangen, aber sie zappelt sich dann auch sogleich wieder blaß und elend, und man sieht, daß es nicht der Sinn und die Wahrheit, sondern nur ein epileptischer Zufall ist, der die Tonmassen in diese zitternde Bewegung versetzt hat.

Die eine der neuen Debutantinnen, Madame Nantier-Didier, ist ein ächtes Pariser Kind, das noch vor Kurzem in einer kleinen Boutique in der Rue Coquillière, an der Ecke der Rue des Vieux-Augustins, Schnupftaback verkaufte. Hier, in dem Geschäft ihres Vaters, entfaltete das schöne graciöse Mädchen schon frühe ein bedeutendes musikalisches Talent, und war einem Kreise von Kunstfreunden bekannt, die sich ihre Ausbildung und Aufmunterung angelegen sein ließen. Dort kamen ihre ersten Rouladen und Cavatinen zur Welt, aber sie mußte sich

in ihren erſten Uebungen am Piano oft unterbrechen, um in den Laden hinauszutreten und den Kunden eine Priſe Taback zu verkaufen. Jetzt iſt ſie zur vollendeten Prima Donna aufgeblüht, und ſie würde in der früheren Aera der italieniſchen Oper unleugbar eine große Zukunft vor ſich gehabt haben, während ſie jetzt, wo die Zeit über dies Genre weit hinweggegangen iſt, doch nur wieder in einem Ladengeſchäft ſteht, in dem bald Ausverkauf ſein wird.

Das neue Kaiſerreich iſt kein Reich der Muſik, wie es überhaupt den Künſtlern keine Gelegenheit geben wird, ſich in ihm zu neuem Flug und neuen Schöpfungen zu erheben. Das erſte Kaiſerthum konnte den prachtvollen und wahrhaft heroiſchen Spontini brauchen, der ſich in ſeinen Opern-Schöpfungen mannigfach an die großen Stimmungen der napoleoniſchen Kriegsherrſchaft anlehnte, und nicht nur der napoleoniſchen Zeit die erſte entſcheidende Aufnahme und das Verſtändniß ſeiner feurigen, thatkräftigen, in gewaltigen Maſſen-Wirkungen dahinrauſchenden Muſik verdankte, ſondern auch in ſeiner Oper la clemenza di Trajano die im Kriege von 1806 bewieſene Milde Napoleons gegen den Fürſten Hatzfeld, den damaligen Civil-Gouverneur von Berlin, klangvoll beſang. Napoleon I. hatte auch einige bedeutende Anſchauungen von der Größe und Erhabenheit der dramatiſchen

Kunſt, und auf der Höhe weltgeſchichtlicher Thaten fühlte er ſich mit der antiken Tragödie verwandt, über die er eigenthümliche Ideen ausſprach. Es lag daher vielleicht nicht in ſeinen Wünſchen, daß die ſchaffenden Geiſter bald vor ihm zu verſtummen anfingen.

Napoleon III. iſt zu ſehr theoretiſcher Staatsmann und Militair auf der einen und experimentirender Diplomat auf der andern Seite, als daß die ideale Welt der Künſte in irgend eine beſtimmte Beziehung zu ihm treten könnte. Zwar iſt er tiefgebildet und poetiſch genug in ſich ſelbſt, um die Darſtellungen der Kunſt würdigen zu können, aber die unglücklichen Beiſpiele, mit denen ihm äſthetiſche und redneriſche Regierungen vorangegangen, ſcheinen ihn ganz und gar abgeſchreckt und von der Aufnahme der Kunſt in ſein Regierungs-Programm zurückgehalten zu haben. Selbſt die gewaltigen Bauten, die er in Paris bereits ausgeführt, wie die Vollendung des Louvre, läßt er keineswegs vorzugsweiſe unter den künſtleriſchen und äſthetiſchen Geſichtspunkt fallen, ſondern er hebt dabei ſelbſt immer nur das nationale und volksthümliche Intereſſe heraus, welches ihn bei dieſen Unternehmungen geleitet habe, während die Künſtler und die künſtleriſchen Verhältniſſe nur ganz nebenher figuriren, wenn ſie auch keineswegs vernach-

läſſigt worden ſind. Die ſelbſtſtändige Schaffenskraft der Künſtler, in welcher ſich zugleich die autonome Volkskraft verherrlicht, muß für eine gefährliche gelten unter einem Regiment, welches ſich zwar aus freien Volkswahlen hervorgegangen behauptet, das ſich aber nur als ein militairiſch-polizeilicher Mechanismus, ohne jeden Hintergrund freier Seelen- und Geiſteskräfte, zu erhalten vermag. Es giebt keine Hof-Aeſthetik und keine Hof-Oper um den neuen Kaiſerthron, der auch auf neue Menſchen ſich ſtützen will, die praktiſch zu zügeln und zu gebrauchen wären, und die, ohne durch eine äſthetiſche Schlaraffenwirthſchaft verweichlicht und entmannt zu werden, doch die gehorſamen und ſicher zu berechnenden Stifte in der Staatsmaſchine ſind. —

Die neuen Menſchen, die im zweiten Empire emporkommen, ſind auch ihrem ganzen Weſen nach nicht mehr für die äſthetiſche Gaukelei geeignet. Ihre Beſtrebungen, ihre Genüſſe und ihre Corruption wiegen zu ſchwer und zu materiell, um noch auf den buhleriſchen Schmetterlingsflügeln der italieniſchen Oper hin und her geſchaukelt werden zu können. Der Dunſtkreis der italieniſchen Opern-Abende war weichlich, geil, kokett und lügenhaft, aber es lag zugleich eine glänzende Phantaſtik darin, die, wenn man will, ſich auch mit einer Art von idylliſcher Unſchuld ver-

ſetzet. Denn die luſtige Sphäre der Oper ertrug noch nicht dieſen ſchweren, materiellen, zweideutigen und höhniſch lasciven Charakter, welchen die neuere Proſtitutions-Dramatik, die im heutigen Empire ſpecifiſch entſtanden iſt, ausgebildet hat. Dieſe pikante Dramatik der heutigen Bühne, welche die leuchtenden Fäulnißſtoffe der Geſellſchaft ſtereoſkopiſirt, iſt die eigentliche Hofoper des neuen Kaiſerthums geworden. Es vollbringen ſich darin die moraliſchen und geiſtigen Folgen, welche der Induſtrialismus und die Geldſucht der Epoche auf das innere Leben der Geſellſchaft zurückwerfen und wenn man auch Anſtand nehmen will, das Kaiſerthum ſelbſt als den Urheber dieſes lichterloh brennenden Fäulnißproceſſes anzuklagen, ſo ſind doch die ſocialen Symptome, die eine Herrſchaft begleiten, diejenigen, durch welche ſie am meiſten verurtheilt wird, oder mit denen ſie allmälig in ihrer Geltung zuſammenfallen muß. Denn in einer Epoche, wo alle Staatsformen nichtig und inhaltslos und alle ſelbſteigene Entwickelung des Geiſtes verdächtig iſt, ſchlägt Einer aus dem Andern und aus ſich ſelbſt nur noch ſo viel Geld und Genuß heraus, als er nur irgend erlangen kann, um das intereſſeloſe Leben in einem tollen Rauch von Illuſionen emporwirbeln zu laſſen. An der Stelle der Freiheit erſcheint das Geld, welches Alles erſetzen

zu können vorgiebt, und an der Stelle der Liebe und Menſchenwürde erſcheint die Proſtitution, welche, als der auf den Menſchen angewandte Induſtrialismus, den Sieg des Geldes über Geiſt und Körper zugleich verſinnbildlicht. Der Augenblick iſt wichtig geworden. Das Heute, die athemlos durchpeitſchte Zeit von der Morgenbörſe bis zum Diner, und von der Abendbörſe bis zur Partie fine in einem Cabinet particulier oder bei der unterhaltenen Maitreſſe in einem Hauſe in der Allée des veuves, ſind unveräußerliche Momente, die feſtgehalten und ausgeſchöpft werden müſſen bis auf die letzte Möglichkeit. Denn morgen können neue Conjunkturen des Geſchäfts, neue Courſe der Börſe, die ganze Exiſtenz ſchon in Frage ſtellen, oder wenn die neuen Lebemänner aus den Armen ihrer Maitreſſen erwachen, kann ihnen das ganze Kaiſerthum bereits über den Kopf zuſammengefallen ſein, und was dann?

Dieſe neuen Menſchen, von denen jetzt ſo viel die Rede iſt, ſind die neuen Sclaven, die weit unglücklicher und viel weniger ehrwürdig ſind, als die alten Sclaven in der Frohne der Dienſtbarkeit und Leibeigenſchaft. Die neuen Sclaven ſind die Sclaven der gegenſeitigen Knechtung und Ausbeutung, wo der Eine den Andern wie eine Citrone auspreßt, und ihn dann verächtlich bei Seite ſchleudert, um darauf von

dem Erſten Beſten, der ihm begegnet, ſelbſt als Citrone behandelt und ſeinerſeits wieder ausgeſogen zu werden. Dies Saugen des Einen an dem Andern iſt die wahre Komödie der heutigen Zeit, und ſie iſt um ſo luſtiger, als zuletzt doch Niemand etwas davon im Magen behalten hat, und Alle an einem Hunger kranken, den ſie ſelbſt nicht begreifen und der mit Gold und Wolluſt nicht geſtillt werden kann. Die Proſtitutions-Dramatik, die in Frankreich eine ganz neue und immer noch wachſende Sphäre der dichteriſchen Production geworden, kann nicht Farben und Figuren genug zuſammenraffen, um dieſe anklägeriſchen Sittenbilder ihrer Zeit auf die Bühne zu ſchleppen, und damit lediglich zum Amüſement aller Betheiligten den Teufel an die Wand zu malen. Die Stücke dieſer Art ſchießen in Paris wie Pilze aus der Erde und tragen eine größere und geringere Portion von ſcheinheiliger Verderbtheit zur Schau, und wenn ſie auch nicht alle ſo fein und geiſtreich gearbeitet ſind, wie der Vater dieſer Gattung, Herr Alexander Dumas fils, ſie zu liefern pflegt, ſo iſt doch aus jedem irgend ein intereſſantes oder merkwürdiges Moment, zur Signatur dieſer Epoche gehörig, zu entnehmen.

Herr Dumas fils hat in ſeinen Stücken, welche die neue geſellſchaftliche Stellung des Courtiſanenthums

in Frankreich behandeln, dieſen gegen die ganze ſociale Welt ausgeſpielten Trumpf als einen liebenswürdigen Fangball aufgegriffen, den er meiſterhaft auf dem Spazierſtock ſeines Talents balanciren läßt, und Herr Ponſard hat die Komödie der Börſe geſchrieben, um den durch das Geld proſtituirten Mann, den jetzt durch die Schlange des Agio's verlockten Adam, zu zeichnen, welcher der durch das Geld proſtituirten Schönheit und Jugend der Frau würdig zur Seite getreten iſt. Es fehlte noch an einem Stücke, das die ganze Gattung dieſer neuen Lebemänner, welche jetzt in der Kaiſerzeit wirklich leben, und ihr Leben genießen, typiſch abſchilderte und ihr Bild unter dem charakteriſtiſchen Lichtpunkt der Zeit zuſammenfaßte. Dieſe Aufgabe wurde von Herrn Xavier de Montépin übernommen, von dem wir auf dem Théâtre de l'Ambigu comique ein neues Stück ſahen, das den uns überraſchenden Titel les viveurs de Paris führte, und ein mit Moſchus überſtreutes Sittendrama iſt, in welchem man die Kategorie Deſſen, was heut vorzugsweiſe ein Lebemann genannt wird, genau und von Grund aus kennen lernen kann.

Der Verfaſſer gehört zu der Generation franzöſiſcher Autoren, die ſeit dem Jahre 1848 entſtanden ſind und einen neuen Parnaß in den Orgien der Griſetten und Loretten gefunden haben, durch welche Li-

teratur ſich der Uebergang der Proſtitution in die Mitte der gebildeten Geſellſchaft weſentlich verbreitete. Xavier de Montépin begann mit den Chevaliers de Lansquenet, denen er die Romane „les filles de plâtre,“ „la Reine Emeraude,“ „l'Aventurier,“ „Mademoiselle la Ruine“ folgen ließ, in welchen er jedenfalls ein glänzendes und glühendes Schilderungstalent aufwandte, um die Lebenszuſtände der Courtiſane ebenbürtig mit den Intereſſen der übrigen geſellſchaftlichen Welt zu machen, und ihre Laſter, die früher nicht erwähnt werden konnten, mit dem Reiz des ſocialen Conflikts zu ſchmücken. Auch die Viveurs de Paris entſtanden als Roman, und wurden von dem Verfaſſer ſelbſt für die Bühne bearbeitet, wodurch dieſe halb als Schauder-Drama, halb als Poſſe wirkende Compoſition entſtand, die jedenfalls das Publikum in großen Maſſen herbeizog und befriedigte.

Die Viveurs de Paris ſind nun freilich kein eigentliches Proſtitutions-Drama, obwohl die Courtiſane Violette darin der eigentliche Hebel der dramatiſchen Handlung wird, indem ſie, als Dämon der Corruption, alle Schritte leitet und anſtachelt, welche der Held der neuen Pariſer Lebemänner, der Baron René de Savenay, unternimmt, um die ſchöne und tugendhafte Gräfin Berthe de Preuil zu verführen und ihrem Mann, den ſie auf das Innigſte liebt, zu ent-

reißen. Die Courtiſane will damit ihre Rache an der tugendhaften Frau vollführen, die ſie ſchon als Kind gekannt und gegen welche ſie ſchon damals den tiefſten Groll und Haß gefaßt, weil ihr Berthe ſtets als ein Beiſpiel der ächten Sitte und Weiblichkeit vorgehalten worden. Das Drama ſelbſt bewegt ſich vorzugsweiſe in einer geſellſchaftlichen Sphäre, in der zwar das ganze Leben nur aus Debauche, Liederlichkeit und Wegwerfung an den Genuß beſteht, in der aber das eigentliche Intereſſe der Handlung ſich um den Kampf dreht, welchen die Männer der Debauche unternehmen, um ſich die in der Geſellſchaft noch ſtehen gebliebenen Elemente der Tugend und Sittlichkeit zu unterwerfen, und das Laſter wie auf einem neuen Eroberungszuge durch die ganze civiliſirte Welt zu führen. Das Ziel der Lebemänner iſt der allgemeine Sieg der Proſtitution in der Geſellſchaft, denn das Leben kann im Sinne dieſer neuen Barbaren der Luſt nur dann erſt vollſtändig genoſſen werden, wenn alle Scheidewände zwiſchen Tugend und Laſter gefallen ſind, und wenn die unbegränzte Ausbeutung des einen Individuums durch das andere zugleich das einzig herrſchende Sittengeſetz geworden.

Die Intrigue der Lebemänner, der wir das neue Stück verdanken, entſpinnt ſich daher auf einem Bal

im Hôtel des Herzogs von Chaumont-Landry, wo die Gräfin Berthe mit ihrem Gemahl erſcheint, ein junges Paar, dem der ſeltſame Ruf vorangeht, daß ſie ſich über Alles lieben, und daß namentlich Berthe diejenige Frau iſt, welche unter allen Frauen in Paris, in Frankreich und vielleicht in der ganzen Welt am meiſten und am ſtärkſten ihren Mann liebe. Der Baron René und ſein Freund Maxime unterhalten ſich über dieſes Wunder, das ſie für ein völlig unmögliches erklären, und der Chef der Viveurs, der Baron René, behauptet gradezu, er glaube nicht, daß Frau von Preuil eine Ausnahme von der allgemeinen Regel mache, denn er glaube überhaupt nicht an die Liebe der Frauen für ihre Ehemänner, und bis zur Erprobung des Gegentheils werde er ſeine Meinung behalten. Die conventionellen Gründe, aus denen in Frankreich meiſtentheils die Ehen geſchloſſen werden, mögen nicht mehr die einzigen ſein, aus denen dieſer Verdacht gegen das tugendhafte Liebesherz der Frau hergeleitet wird. Die allgemeine Verwilderung der geſellſchaftlichen Zuſtände, die durch Geiſtesleerheit, Luxus und Putz eine völlige Revolution in dem Leben der Frau hervorgebracht hat, zeigt überall einen exaltirten Rauſch der Sinne und der Verhältniſſe, in dem man ſich die Frau nicht mehr im unberührten Beſitz aller Tugenden der Weiblichkeit denken kann. Berthe

bewegt ſich aber jetzt im Ballſaal in einem Alle blendenden Glanz ihrer Schönheit nicht minder, als ihrer Sitte und Liebenswürdigkeit, und ſie unterhält ſich mit ihrer Freundin und Begleiterin von nichts Anderem als von den Vorzügen ihres Mannes und von ihrer Liebe zu ihm, wie ſie jetzt auch allein und ausſchließlich mit ihm tanzt und dem ſich andrängenden Baron Réné ſogleich eine entſchiedene Abweiſung ertheilt. Dieſer aber bildet ſich ſogleich ſeinen Feldzugsplan, der dahin gehen ſoll, zur Gewinnung der Frau ſich zuerſt des Mannes zu verſichern und ihn zu Einem der Ihrigen, nämlich zu einem Viveur, zu machen, indem man hofft, daß in der Debauche, welche den Mann umſtrickt, die Frau zuerſt ihn, und dann auch ſich ſelbſt, verlieren werde.

Die Lebemänner von Paris gerathen aber noch während des Bals ſelbſt unter ſich in eine vertraute Unterredung über ihren eigenen Beruf, den ſie ſich geſteckt haben, und man erſieht daraus, daß ſie dieſen Beruf, Viveur zu ſein, nicht bloß als eine Kunſt, ſondern auch wie eine geſchloſſene Gilde betrachten. Beſonders gilt Réné bereits für einen berühmten Viveur „aus guter Schule“, und noch dazu für einen reichen Viveur, was in dieſer eigenthümlichen Welt, „die ſich zwiſchen dem Boulogner Gehölz und dem

Boulevard Montmartre bewegt, und die im Café Anglais frühstückt und in Maison dorée soupirt," als etwas sehr Seltenes betrachtet zu werden scheint. René wird citirt wegen seiner Livrée, seines Ameublements, seiner Pferde und Wagen, und man spricht besonders von seiner petite maison in der Allée des Veuves, einer ganz entzückenden Bonbonnière, wie sich Einer der Lebemänner ausdrückt, der man in der „Bohême galante" (denn so wird das Reich der Viveurs auch genannt) den an die alte Hofhaltung des Ancien-Regime erinnernden Beinamen des Hirschparks gegeben hat.

Wenn sich das Reich der Viveurs vorzugsweise als das galante Böhmen auffaßt, so bringt es dadurch eine, allerdings auch in der Sache liegende, aristokratische Scheidung in denjenigen wild umherschweifenden Elementen der pariser Gesellschaft hervor, welche man seit einigen Jahren mit dieser ungemein pittoresken Bezeichnung la Bohême genannt hat. Diese Bohême bezeichnete allerdings in ihrer ersten Anwendung nur jene cynisch naturwüchsigen Schichten der Gesellschaft, die aus Literaten, Künstlern, Grisetten, und ihrem bunten, wunderlich schillernden Schweif bestehen. Es ist dies eine gesellschaftliche Sphäre, die sich nirgends so specifisch ausgebildet hat als in Paris, und in der Noth, Arbeit

und Vergnügen den Einschlag in eine wunderbar bewegte Existenz bilden, die in sich selbst beständig elektrische Flammen sprüht und bald schiffbrüchig und verzweifelnd, bald jubelnd und des Höchsten sich vermessend, in ihrem Dunkel dahinlebt. Diese niedere Bohême ist zugleich die Vorschule der eleganten Courtisane, die hier im Zustande der Dürftigkeit ihr Herz und auch ihren Geist bildet und in der Liaison mit dem armen Maler oder Schriftsteller die erste Zeit ihrer ächten Liebe feiert, an welche sie sich später an der Seite des reichen Lords stets mit der innigsten Sehnsucht zurückerinnert. Es sind dies die armen Zigeuner, die mitten im Glanzleben von Paris in den böhmischen Wäldern zu wohnen scheinen, so dunkel und dichtverwachsen in sich selbst, so abenteuerlich, so gefährlich und träumerisch ist dies Dasein der Bohême.

Auf einem anderen Punct stehen die Viveurs, welche die vornehmen Zigeuner der heutigen Pariser Gesellschaft sind und in der Unstätheit und Wüstheit des Genusses, der ihre ganze Existenz ausmacht, nicht minder tief in den böhmischen Wäldern wohnen, das heißt, mit allem ihrem Glanz doch nur in einer phantastischen Einöde sich bewegen, in der sie die gemeinen Strauchritter ihres Vergnügens und ihrer Genüsse sind und zuletzt sich nur selbst an die Gurgel fallen

können. Das Leben dieſer Viveurs beſteht nur darin, ſich geiſtig wie körperlich zu Tode zu leben, und dies iſt ein Beruf, den man unter dem heutigen Kaiſerreich ſehr treffend und vielbedeutend mit dieſem ganz neuen Namen bezeichnet hat. Der Viveur von Heute ſcheint zwar in allen ſeinen Functionen ganz Derſelbe zu ſein, wie der Roué von Ehemals, aber dieſe beiden Begriffe decken ſich keineswegs, ſondern ſind durch die Verſchiedenheit der Zeiten, der ſie angehören, auch ſehr verſchiedenartig gefärbt. Der Roué iſt ein Ariſtokrat der alten Zeit, der auch in ſeiner Genußſucht vorzugsweiſe ein ſtandesmäßiges Element der Schwelgerei ausgebildet hat und es auch unter die Privilegien ſeiner Geburt zählt, daß er ſo toll darauf loswirthſchaften kann und die Frage zwiſchen Moral und Sinnlichkeit immer nur zu Gunſten ſeiner Perſon entſcheidet. Aus dieſem ſtandesmäßigen Haut-Gout des Laſters, welcher den Roué ziert, macht ſich der Viveur wenig oder gar nichts, denn obwohl auch er ſeines Zeichens vorzugsweiſe ein Edelmann und Ariſtokrat iſt, ſo hat ſich doch an ihm bereits der nivellirende Ausdruck der Epoche bethätigt, und er genießt darauf los, nicht weil es ſich für den Adel geziemt vorzugsweiſe zu genießen, ſondern in der gränzenloſen Angſt und Haſt, dem Leben alles Mögliche abzugewinnen, ſo lange es nur noch thunlich iſt. Das

heutige Kaiserreich kann darum keine Roués, sondern nur Viveurs haben, denn der in seinen Standesverhältnissen gänzlich desorganisirte Adel hat sich noch nicht wieder durch ein napoleonisches Adelsgesetz zusammenfassen und die noblen Passionen sich von neuem verbriefen und versiegeln lassen, während dem Viveur die ganze losgelassene Aventüre des Kaiserreichs in allen seinen Gliedern zittert. Das Empire ist selbst der Viveur, für den es nichts Höheres giebt als das tägliche Dasein und das Darauflosleben, und der den einzigen Grundsatz hat, die Existenz zu verbrauchen und ihr alles Andere zu opfern, weil er nicht weiß, ob sie ihm morgen noch gehören wird. Dieser Charakter aller Kaiser-Zustände, der leichtsinnig und sorgenvoll zugleich ist und in dem man die Gegenwart erschöpft, um nicht auf die Zukunft angewiesen zu sein, wiederholt sich auch in dem Charakter der heutigen Lebemänner von Paris, deren Genußweisheit sich zugleich mit einer bedeutenden Dosis von innerer Melancholie und Verzweiflung mischt.

Der Verfasser der viveurs de Paris hat in seinem Stück diese inneren Seelenzustände der heutigen Lebemänner sehr treffend wiedergegeben. Diese Leute, die das Vergnügen zu ihrem ganzen Lebenszweck gemacht haben, welche die Boudoirs und die Coulissen

für ihr ungeheueres Reich anſehn, in dem ſie als die blaſirten Sultane herrſchen, und die das Königreich der Boulevards und der Avant-Scènes verwalten, kränkeln doch häufiger, als man denken ſollte, an dem Gedanken ihrer Zukunft. Der Graf Maxime de Bracy erſcheint in dem Stück zuweilen als der Philoſoph der Viveurs, und mahnt die Genoſſen der Debauche an die Einſamkeit und Verlaſſenheit ihres kommenden Alters, an das verlorene Leben, an die erloſchenen Illuſionen, wo es keine Freunde, keine Maitreſſen, keine Familie um den Greis giebt und wo nur die Erinnerungen an die Orgie, verbunden mit Gewiſſensbiſſe und Reue, übrig geblieben ſind. Er ſpricht es mit melancholiſcher Selbſtzerknirſchung aus: daß die Zukunft der verhängnißvolle Punkt aller Viveurs ſei. Zugleich mahnt dieſer eigenthümliche Viveur, der die Kaſſandra im Reiche der Debauche ſpielt, daran, daß der Punkt der Ehre auch von einem Viveur nie verletzt werden dürfe.

Dieſer Mahnung ſcheint der Chef der Pariſer Viveurs, der Baron Réné de Savenay, allerdings ſehr zu bedürfen, denn die Intrigue, welche er ausſpinnt, um den Grafen Henri in der Debauche zu verderben und die ſchöne Gräfin Berthe für ſich zu gewinnen, läßt ihm kaum noch den letzten Anſpruch auf einen Mann von Ehre übrig. Der Graf wird

von ihm in eine Proſtitutions-Liebſchaft hineingezogen, die ihn, wie ſehr er auch ſeine Frau liebt, doch ſchon ziemlich feſt zu umſtricken beginnt. Die Komödie will hier zugleich zeigen, wie allgefährlich die Bahn der Viveurs iſt, und wie keineswegs die edle Natur ſchon durch ſich ſelbſt davor geſichert iſt, dieſer rauſchenden Zauberwelt der Gemeinheit zu verfallen. Aber die Stimme Berthe's und die Kraft der ächten Liebe retten ihn, und er ſagt ſich wieder los von der Gemeinſchaft der Lebemänner, die ihn ſchon auf der erſten Stufe mit dem Beſten, was er beſaß, überworfen hatte. Es folgt nun eine höchſt wirre und unerquickliche Verwickelung, in welcher René, um doch ſchließlich ſeinen Zweck zu erreichen, Berthe in den Augen ihres Gemahls zu verdächtigen ſucht, als wenn ſie mit ihm in ein geheimes Verhältniß getreten ſei, und ſie zu dieſem Ende ſogar durch eine Vorſpiegelung in ſeine petite maison zu locken weiß. Seine Courtiſane und Helfershelferin Violette leiſtet dabei die Dienſte des Jago in Shakſpeare's Othello, und ſtatt des Schnupftuchs handelt es ſich um ein Armband mit Smaragden, welches Berthe in dieſem Hauſe verloren hat. Der Viveur wird aber immer nichtswürdiger und ehrloſer, und der Komödiendichter demonſtrirt damit ſchlagend und ſchneidend genug, daß das Plaiſir, welches Lebenszweck geworden, vor allen

Dingen ehrlos macht. Eine Nebenjagd René's auf eine tugendhafte Ouvrière, Aline Girard, deren Bräutigam der ehrliche drollige Hornbläser Cabirol ist, versetzt uns zur Abwechselung und Erholung aus der verpesteten Sphäre des Viveurs in die heitere, reine Idylle der Armuth, in welcher die lustigen Vögel der Mansarde zwitschern. Wir erfahren dann unter Anderm, warum es gut ist, daß der Cachemire-Chale einer vornehmen Dame tausend Thaler kostet, weil die arme Ouvrière dann zwanzig Francs für die Ausbesserung desselben empfangen kann.

Die Katastrophe des Stücks wird aber jetzt rasch herbeigeführt. Das Ende eines Viveurs ist das Ende mit Schrecken. Graf Henri, statt durch die Intrigue irre geführt zu werden, tritt als Rächer der verdächtigten Unschuld seiner Gattin auf. René, geohrfeigt und beschimpft, und von Henri in der ganzen Erbärmlichkeit seines Wesens, bis auf die angemaßten Adelstitel, enthüllt, kann in dieser auf ihm lasten bleibenden Schmach kaum noch Zeugen finden für das Duell, dessen ihn Henri noch würdigt, das aber nur zu einer neuen schimpflichen Züchtigung für ihn ausschlägt. Was ist nun aber die Moral dieser ziemlich unterhaltenden Komödie, in der, wie es früher in Deutschland bei Iffland und Kotzebue Mode war, „das Laster sich erbricht" und die „Tugend sich zu

Tiſche ſetzt!" Dieſer Schluß, welcher das tugendhafte Ehepaar triumphiren läßt über die Anfechtungen der glücksritterlichen Debauche, ſtellt zwar, was hier auch gar nicht ſchwer war, die ſittliche Weltordnung wieder her, man kann aber nicht ſagen, daß eigentlich das Intereſſe des Stücks auf dieſer moraliſchen Pointe ruht. Das Intereſſe iſt vielmehr bei dieſer Production, wie bei allen anderen ähnlichen Schlages, die ſich auf der heutigen Pariſer Bühne zugleich als Sittenſpiegel zu gebärden ſcheinen, das Intereſſe einer Räubergeſchichte, in welcher die Unthaten und Händel dieſer Räuber, wie ſelbſt ihre Conflicte mit der ſie verfolgenden Obrigkeit, zugleich amüſiren ſollen, wenn man auch über den Charakter dieſer verlorenen Helden keinen Augenblick im Zweifel gelaſſen wird. Auch iſt es vom moraliſchen Geſichtspunkt aus ſehr die Frage, ob es zu irgend etwas helfen kann, Tendenzſtücke gegen die Viveurs zu ſchreiben. Dieſe Buſchklepper der heutigen eleganten Welt ſind nicht ſo leicht zu beſſern, denn ſie treiben ihr glänzendes und gefährliches Handwerk theils mit vollem Bewußtſein, theils ſind ſie die nothwendigen Symptome eines faulenden Geſellſchaftszuſtandes, der ſie trägt, ebenſo wie er ſie erzeugt hat.

Wenn wir vorher auf einen inneren Zuſammenhang des Empire mit dieſen galanten Freibeutern der

Geſellſchaft hindeuteten, ſo ſind wir weit entfernt geweſen, dabei auf die Sittlichkeit, welche an der Spitze des neuen Kaiſerreichs herrſcht, irgend ein Streiflicht fallen laſſen zu wollen. Noch kein franzöſiſcher Hof hat die ſittlichen Gefühle der Nation ſo wenig verletzt und benachtheiligt, als der gegenwärtige napoleoniſche Kaiſerhof, der nach dieſer Seite hin jedenfalls durch hohe Mauern von dem Publikum abgeſchieden zu ſein ſcheint. Es liegt aber in der Natur jedes abſoluten Regime's, daß man geneigt iſt, den abſoluten Herrn, der Alles kann und will, auch für die Verwilderung und Unterhöhlung der Sitten ſeines Landes verantwortlich zu machen. Wenn in dem heutigen Kaiſerreich eine größere Menge von vornehmen Müßiggängern und eleganten Schurken, die als Vampire an der Geſellſchaft und an der ſittlichen Gemeinſchaft ſaugen, losgelaſſen zu ſein ſcheinen, ſo iſt dies allerdings auch die natürliche Folge eines öffentlichen Zuſtandes, in welchem der materiellen Herrſchaft nicht mehr durch den Geiſt, der Macht nicht mehr durch die Wahrheit, dem Schein nicht mehr durch das Sein, das Gleichgewicht gehalten wird, und in dem die National-Ehre einzig und allein auf die Chancen der Gloire angewieſen wird. Es fragt ſich aber doch, ob ſich Napoleon III. nicht eines Tages genöthigt ſehen könnte, ebenſo wie er die engen und ſchmutzigen

Gaſſen von Paris abbrechen und hinwegbauen ließ, ſo auch gegen den ſittlichen und ſocialen Moraſt dieſer Lebemänner von Paris ſeine Hand auszuſtrecken und die galanten Tagediebe, deren Zuſammenhang mit dem Verbrechen ſelbſt die Theaterſtücke aufzeigen, zum Beſten einer ſittlichen und geiſtigen Entfaulung des Landes deportiren zu laſſen? Vielleicht würde auch ein permanentes Militair-Lager, wie das bei Châlons ſur Marne in der umfaſſendſten Weiſe zu werden verſpricht, in dieſer Beziehung die beſten ſocialen Dienſte leiſten können. Denn wenn ein Viveur, militairiſch eingeordnet in ein ſolches Lager, und für die Arbeiten und Dienſte deſſelben verwandt, einmal ein Jahr lang außer Paris leben müßte, und keine Maitreſſen, keine glaces, keine Glanzſtiefel, keine frères Provencaux mehr haben könnte, dafür aber zuweilen einige körperliche Züchtigung eintauſchte, ſo würde Paris bald keine Viveurs mehr haben und würde auf dieſe Weiſe am beſten die Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe an ſich moraliſch vollbracht ſehen. Es würde dann auch nicht mehr nöthig ſein, Stücke gegen die Viveurs zu ſchreiben, denn der Kaiſer ſchreibt ſelbſt die Tendenzſtücke auf dem allerwertheſten Pergament ſeiner Unterthanen nieder.

Von dem Intereſſe an ſolchen Mordgeſchichten der Immoralität und des ſocialen Scandals iſt nu[r]

ein kurzer Schritt der Wiederaufnahme des Räuber-Romans in Paris, und es deuten bereits viele Erscheinungen darauf hin, daß dieſe eigenthümliche Gattung, die in Deutſchland längſt auf die unterſten Stände abgeworfen worden, und nur noch dazu dient, die Marktweiber mit ihren Kohlentöpfen um die Wette zu erwärmen, jetzt in dem ſtolzen Frankreich und bei ſeinem eleganten Publikum zu einer Erneuerung gelangen werde. Der Räuber-Roman, der früher als Auswurf deutſcher Phantaſtik und als die Frucht wirklichkeitsloſer Nationalzuſtände ſo vielfach verhöhnt und belächelt worden iſt, wird wahrſcheinlich die nächſte Phaſe der ſchönen Literatur in Frankreich bezeichnen. Mit welcher Begierde ſich bereits das Pariſer Publikum den Geſtalten großer Räuber und Mörder anſchmiegt, geht aus dem ungemeinen Glück hervor, welches jetzt die auf der Porte Saint Martin und andern Theatern aufgeführten Räuberſtücke machen.

Von dieſer Art ſahen wir Les Chevaliers du brouillard, von den Herren Dennay und Bourget, ein ſehr geſchickt gearbeitetes aber voll der abſcheulichſten Frazzen ſteckendes Machwerk, in fünf Acten und zehn Tableaux, das durch ſeine allabendlichen Wiederholungen der Caſſe der Porte Saint-Martin die glänzendſten Einnahmen bringt. Es iſt dies ein

Spitzbuben- und Gaunerstück aus dem Leben Jack Sheppards, worin auch andere englische Räuber von Ruf, wie Jonathan Wild, auftreten und mit ebenso viel Kühnheit als Gewandtheit ihre den bürgerlichen Gesetzen hohnsprechenden Thaten ausführen. Jack Sheppard, der Sohn des Erhängten, wird von einer kleinen allerliebsten Schauspielerin, Marie Laurent, mit einer unglaublichen Keckheit und Virtuosität dargestellt. Die junge Actrice wird in dieser räuberischen Beinkleider-Rolle, die ihr so vortrefflich steht, schon auf dem Theaterzettel in einer Vignette abgebildet, und zwar in einer der verwegensten Situationen, in der sie eben ein Pistol auf die sie verfolgenden Häscher abfeuert. In dem Stück selbst wechseln schauerliche und burleske Scenen mit drastischem Ungestüm, und um den Reiz an dieser Verbrecher-Romantik noch zu erhöhen, werden Bacchanal-Tänze, Dolch-Pas und Messer-Solo's eingelegt, die das criminalistische Grausen mit einigen behaglicheren Erregungen unterbrechen. Das Publikum wohnte den Entwickelungen dieses Drama's mit einer Spannung und inneren Theilnahme bei, wie wir sie in diesem Theater früher kaum bei den großen melodramatischen Schaudergemälden, die hier ihre Heimath hatten, und namentlich vor den schwunghaften Effect-Stücken Victor Hugo's, sich bethätigen sahen.

Man sieht, daß es ein neues Interesse ist, von welchem das französische Publikum, das in Mode- und Geschmacksrichtungen von Zeit zu Zeit kindischer ist als jedes andere, beherrscht zu werden anfängt. Die deutschen Räuber-Romane haben alle Aussicht dazu, in Frankreich neu aufgelegt oder in einem zeitgemäßen Gewande übertragen zu werden, und wir zweifeln nicht, daß Rinaldo Rinaldini, Cäsar Caffarelli, Schinderhannes und der bairische Hiesel bald nicht nur als Theatergestalten auf die französische Bühne kommen, sondern auch für die Romanlektüre, vielleicht selbst durch die Hände der renommirtesten Romanciers, ihre Verarbeitung finden werden. Alex. Dumas und andere Autoren haben in ihren neuesten Producten schon mit Gestalten dieser Art auf das Vielfältigste angebunden. Die Mohicains de Paris von Alexander Dumas, die den ganzen zweideutigen und gefährlichen Niederschlag der Gesellschaft unter diesem wildgrotesken Aushängeschild behandeln, tragen schon den Räuber-Roman mit recht fetter Nahrung in sich. Eine Stufe tiefer rangirt sich der große Xavier de Montépin mit seinen Chevaliers de lansquenet, die unsern deutschen Räuber-Romanen von Spieß und Cramer in keiner Art etwas nachgeben.

Ueberhaupt stehen diese Bohemiens, diese Viveurs, diese Mohicains, von denen die neueste französische

Literatur voll ist, alle bereits auf der Grenzlinie der Verbrecher-Welt, und man möchte fast Gott danken, wenn sie sich nur recht bald entschließen wollten, Räuber und Mörder zu werden, um von der Polizei in ein sicheres Verwahrsam abgeführt zu werden. Wie die Courtisanen siegreich in die Mitte der Gesellschaft vorgedrungen sind und der tugendhaften Frau nicht nur ihren Platz sondern auch die Geltung ihrer Tugend streitig zu machen anfangen, so liegt auch hier für die prostituirten Männer, welche durch die öffentlichen Zustände an ihrer Ehre beschädigt oder an der natürlichen Wirksamkeit ihrer Kräfte gelähmt worden sind, der Punct angedeutet, wo jeder gesunde Ausweg der Thatkraft verstopft ist oder die Thatkraft leicht in das Verbrechen überschlägt. Das Verbrechen und die geheime Polizei werden in solchen Zuständen ein Haupteinschlag in das Gespinnst des socialen Lebens, das ein mysteriöses Colorit dadurch erhält, hinter dem man nichts Vertrauenswürdiges mehr muthmaaßt.

Die Polizei ist im heutigen Kaiserreich allerdings ein starkes memento mori, und sie trägt jedenfalls dazu bei, die Phantasie auf eine unheimliche Weise zu reizen und im Hintergrunde Schreckniſſe aller Art vermuthen zu lassen. Plötzlich kann man sich auf einer Fiacre-Fahrt durch Paris von einem an einer

Straßenecke aufgestellten Sergeant angehalten sehn, der dem Kutscher mit einem strengen unabweislichen Wink bedeutet, gerade diese Straße nicht zu fahren, sondern, wenn auch mit einem großen Umweg, in eine Nebengasse einzubiegen. Der Fiacre-Kutscher befolgt mit einem stillen Ingrimm diesen Wink auf das Pünktlichste, und entledigt sich erst nach einiger Zeit und in einer bedeutenden Entfernung von dem Sergeant eines unverständlichen Fluches, der meist zwischen den Zähnen stecken bleibt. Die Sache hat jedenfalls in einer polizeilichen Recherche ihren Ursprung, die in der betreffenden Straße um diese Stunde abgehalten werden soll, und man will dann wahrscheinlich die Wagen fernhalten, um bei einem entstehenden Auflauf nicht behindert zu werden. Oft wird aber gar nichts daraus, und es bleibt, wie bei unzähligen ähnlichen Vorgängen in dem heutigen kaiserlichen Paris, nur ein unaufgelöstes Räthsel übrig, das einige Tage wie ein Alp auf der davon berührten Bevölkerung lastet. Diese heimlichen Aufregungen der Phantasie sind an der Tagesordnung, und tragen gewiß wesentlich dazu bei, den Sinn für schauerliche Vorgänge und Räubergeschichten im Publikum zu nähren. Die Verwilderung des Geschmacks auf der Bühne und in den Büchern schließt sich dann leicht als natürliche Folge diesen Zuständen an, und man

wird ſich nicht wundern dürfen, wenn der Reiz an einer ganz gemeinen materiellen Romantik, in der die krankhaft gewordene Phantaſie mit den polizeilichen Hebeln um die Wette arbeitet, tonangebend wird. —

Der Kaiſer iſt ſelbſt einer der tiefgebildetſten und befähigtſten Köpfe in Frankreich, der in vieler Hinſicht den beſten ſchaffenden Geiſtern ebenbürtig daſteht, und man könnte annehmen, daß ihm Bildungszuſtände ſolcher Art, die auf dem Grunde ſeiner neuen Herrſchaft entſtehen, innerlichſt widerſtreben müſſen. Er, welcher einſt im Gefängniß die „Ideale" von Schiller in's Franzöſiſche überſetzte, und ſeinen Sinn nur immer in einem großen und tiefen Zuſammenhang auf eine Welt der Zukunft gerichtet hielt, kann an einem Zerfallen und Verkommen des franzöſiſchen Geiſtes unmöglich Freude finden. Aber auf der andern Seite mag bei einer ſo gewaltigen Macht-Conſtruction, auf die es von ſeinem Standpunct aus vorzugsweiſe abgeſehen iſt, das äſthetiſche Intereſſe als ein gänzlich untergeordnetes leicht zuſammenſchwinden, denn nur die Machthaber, die an ihrer Gewalt ſchon ängſtlich flicken und künſteln müſſen, oder derſelben überhaupt nicht gewachſen ſind, pflegen zugleich äſthetiſche Tyrannen zu ſein. In einer großen und feſten Abſolutie, die Macht aus Macht entwickeln

und thatsächlich in weiten Kreisen herrschen will, ist es freilich ziemlich gleichgültig, ob die in diesem Bau als Mauersteine dienenden Menschen höhere Bildung im Leibe haben, oder ob sie mit Räuber-Romanen und Prostitutions-Dramen gefüllt sind. Die universale Größe des Baues, der aufgeführt werden soll, wird dann die Hauptsache, und aus einem neuen colossalen Kraftkörper strömt dann mit der Zeit auch eine neue Bildung aus, die den verrotteten und faul gewordenen Kram der alten Civilisation nur als Dünger für ihr Wachsthum gebraucht zu haben scheint. —

V.

Fiammina, Madeleine Brohan und das Theater.

Obwohl die gesellschaftlichen Fragen nicht mehr, wie sonst in den Romanen der George Sand, in der heutigen französischen Tagesliteratur debattirt werden, indem die Welt der Gesellschaft in der heutigen Poesie der Franzosen nur noch als ein unterschiedsloser, aus Genußsucht, Geldgier und Ehrlosigkeit zusammengerührter Mantsch erscheint, so tauchen doch von Zeit zu Zeit noch einzelne Erscheinungen hervor, die mit vielem Gefühl und Ernst die inneren ethischen Kämpfe der heutigen Gesellschaft, die Conflicte von Sinnlichkeit und Sitte, und den Widerspruch der allgemeinen Genußberechtigung mit gewissen geheiligten Formen und Begriffen der socialen Welt, zum Gegenstand der Darstellung nehmen. Ein wirklich soziales Sittenstück in dieser Art ist die Fiammina von Mario Uchard, eine Komödie,

der auch in der dramatiſchen Compoſition eine höhere Kunſtvollendung nicht abzuſprechen iſt, und an der das Théâtre français jedenfalls eine ſeinem alten Range gemäße Neuigkeit mit dem größten Erfolg in Scene geſetzt hat.

Es iſt dies ein in vielem Betracht merkwürdiges Drama, welches ſich zu der ſchneidenden Höhe einer ſocialen Tragödie emporgipfelt, indem es die Geißel ſittlicher Rache über ein Glanzverhältniß der modernen Corruption ſchwingt. Die tragiſche Heldin und Märtyrerin dieſer Verwickelung iſt Fiammina, eine italieniſche Sängerin, die nichts Schlimmeres gethan hat, als was ihre Standesgenoſſinnen der italieniſchen, wie der franzöſiſchen und deutſchen Oper, des Luſtſpiels wie des Trauerſpiels, vor ihr tauſendfältig gethan haben, indem ſie nämlich auf ihrer rauſchenden und verführungsreichen Bahn dem Sittengeſetz den Rücken gekehrt und gegen alle ethiſchen Bande, von denen ſie feſtgehalten werden könnten, die Freiheit ihres Naturells und ihrer Leidenſchaft behauptet hat. In der ſittlichen Sphäre der Schauſpielerin liegt eine ſociale Ausnahmeſtellung, die mit der Ausübung ihres Talents auf das Genaueſte zuſammenhängt. Denn die Entfeſſelung ihrer Sinne und ihrer Verhältniſſe kommt bei ihr leicht der dramatiſchen Kunſt zu Gute, der dadurch die Folie naturwüchſiger und vollſaftiger

Leidenſchaft mit den ſtärkſten Zügen der Wahrheit unterbreitet wird. Der Courtiſane fehlt der Kunſtzweck, um der Schauſpielerin ebenbürtig zu ſein, und ihre lediglich auf die Verwerthung ihrer Perſon angewieſene Stellung iſt darum in der modernen Geſellſchaft eine von vornherein geächtete, während die alte Geſellſchaft auch der Schauſpielerin rückſichtslos dieſelbe Kategorie anwies und keine ſociale und moraliſche Ausgleichung darin anerkannte, daß die Freiheit der Sitten mit in das Rollenfach gehöre. Die Geſellſchaft hat aber heut mit der Emancipation der Künſtlerin zugleich den glänzenden Kreis einer Corruption gezogen, in welcher der ganze parfümirte Mode-Scandal der heutigen Welt auf die buntſcheckigſte und luſtigſte Weiſe ſich ablagert und Luxus, Genußſucht und Freizügigkeit der Sinne und Leidenſchaften über alle andern anerkannten Conventionen der Geſellſchaft weit hinaus triumphiren. —

Fiammina, ſchon in Italien gefeiert und berühmt, iſt nach Paris gekommen, um in der italieniſchen Oper ein Gaſtſpiel zu geben, das bereits alle Enthuſiaſten und alle Salons der franzöſiſchen Hauptſtadt aufregt. Dieſe Kunde dringt auch in das ſtille Atelier eines Malers, Daniel Lambert, der mit ſeinem Sohn Henri in einer innigen Familiengemeinſchaft lebt und demſelben auch die Mutter, die für

längſt geſtorben gilt, durch ſeine ſorgliche Liebe erſetzt hat. Die Verlobung Heinrichs mit Laura Duchateau, der Tochter eines Deputirten, der zugleich ein etwas ridicüler Theater- und Muſik-Enthuſiaſt iſt, giebt zu vertraulichen Eröffnungen zwiſchen Vater und Sohn Anlaß, und Lambert geſteht ſeinem Sohn, daß ſeine Mutter die jetzt in Paris anweſende berühmte Sängerin Fiammina iſt. Lambert hatte die Fiammina in Rom geheirathet, als er im Beginn ſeiner ruhmvollen Künſtlerlaufbahn ſtand, aber durch den Einzug einer großen Theater-Sängerin in ſein Haus war bald die Ruhe und Reinheit des häuslichen Friedens gewichen, und das Unglück hatte ſeine Schwelle überſchritten. Fiammina ſelbſt hatte die harmoniſche Abgegrenztheit eines glücklichen Ehelebens nicht aushalten können und trennte ſich von dem Gatten, um unabhängig im Reich der Leidenſchaften und der Aufregungen walten und herrſchen zu können. Lambert deutet die Beſorgniß an, daß ſein Geſtändniß, wer Heinrichs Mutter ſei, vielleicht einen ſtörenden Einfluß auf ſeine beabſichtigte Verlobung ausüben könne, aber Heinrichs Herz geht in dieſem Augenblick nur in dem beglückenden Gedanken auf, eine Mutter zu haben. Man ſieht darauf die Fiammina im Salon des Deputirten Duchateau auftreten, wo ſie zugleich am Arm des Engländers

Lord Dudley, mit dem die Sängerin ſeit ihrer Trennung von ihrem Gemahl in einer innigen und regelmäßigen, wenn auch nicht durch das Geſetz ſanctionirten Verbindung lebt, erſcheint. Die Fiammina iſt eine glänzende und liebenswürdige Perſönlichkeit, die den ganzen mit Patſchouli geſchwängerten Nimbus einer großen Theater-Prinzeſſin an ſich trägt, dabei aber mit einer ſehr taktvollen Haltung ſich zu benehmen ſcheint. Ihre Norma hat am Abend vorher Alle bezaubert, und der Salon hallt jetzt von den Entzückungen wieder, als in dieſem Augenblick Heinrich eintritt, welcher der Sängerin als der Sohn des berühmten Malers Daniel Lambert vorgeſtellt wird. Es entſteht dadurch auf beiden Seiten ein Moment der tiefſten, bedeutſamſten Ueberraſchung, in der ſelbſt Fiammina kaum ihre Faſſung zu bewahren weiß. Während die Damen in den Garten hinuntergehen, bleibt Heinrich mit Laura, ſeiner Braut, zurück, die mit dem Spähertalent der Liebe das Geheimniß herausgebracht hat, daß Heinrich ein Duell vorhabe. Daniel Lambert kommt dazu, und Heinrich vertraut ihm bei Seite, daß ein Vorfall im Theater während der geſtrigen Vorſtellung der Norma ihn zu einer Herausforderung veranlaßt habe. Zwei Offiziere der Ehrenlegion, die auf einer Bank vor ihm geſeſſen, hatten laut von der Fiammina geſprochen, und be-

hauptet, ſie in Italien gekannt zu haben, wo ſie die Maitreſſe des Lord Dudley geweſen ſei. Da war Heinrich im Gefühl für ſeine Mutter von einer heißen Gluth hingeriſſen worden, und mit dem Ausruf: das iſt eine Lüge! wechſelte er mit dem Fremden die Karte. Der Letztere aber hatte ihn beim Erblicken ſeines Namens um Verzeihung gebeten, und ihm geſagt, er ſei ein alter Freund ſeines Vaters und er wiſſe Alles. Daniel Lambert äußert ſich gegen den Sohn, daß er keine Urſache zu einem Duell ſähe, denn es beſtehe keine Gemeinſchaft mehr zwiſchen ihm und ſeiner Mutter, und ihre Ehre ſei nicht die ſeine, ſeine nicht die ihre. „Aber das Kind, das zwiſchen Beiden ſteht?“ fragt Heinrich. „Das Kind, welches die Scheidung nicht vom Vater, nicht von der Mutter losreißt?“ Daniel erkennt mit ruhigen, ſelbſtbewußten Worten dies Ausnahmeverhältniß des Kindes an, und räth ihm, nur ſeinem Herzen und ſeiner Vernunft bei der Wiederbegegnung mit ſeiner Mutter zu folgen. Dann kommt eine Scene zwiſchen Daniel Lambert und Duchateau, welcher letztere über die Verlobung ſeiner Tochter Laura mit Heinrich plaudern will und die dabei eintretenden Vermögens-Bedingungen für abgemacht erklärt, als ihm Daniel jetzt eröffnet, daß Fiammina ſeine frühere Frau und die Mutter ſeines Sohnes ſei. Duchateau geräth

darüber in die allergrößte Verwirrung, und obwohl er das Vorurtheil der Welt über das Theater nicht theilt, ſo iſt er doch plötzlich ſo ſehr in Zweifel gerathen, daß er ſich die Friſt zu einer gründlichen Ueberlegung ausbittet. Fiammina kommt mit Dudley und den Damen aus dem Garten zurück, ſie erklärt ſich unwohl geworden, und lehnt es ab, dem Diner beizuwohnen. Ihre Begegnung mit Daniel, die zuerſt in einer ungemein förmlichen Begrüßung beſteht, beſchleunigt dieſen Entſchluß und treibt ſie zum ſofortigen Aufbruch. Die Scene nimmt eine hinreißende Beweglichkeit an. Fiammina wird von den auf ſie gerichteten Blicken ihres Sohnes und von der Nähe Daniels faſt ohnmächtig und ſtürzt in der auffallendſten Haſt aus dem Salon. Heinrich tritt dem ihr folgenden Lord Dudley mit einer ſcharfen Beſtimmtheit in den Weg, und begehrt eine Stunde von ihm, in der er ihn morgen ſprechen könne. Aus der Manier des geſtellten Begehrens erkennt man, daß es ſich nicht blos darum handeln werde, die Bilder Mylords zu ſehen, von denen vorher die Rede geweſen. Die heimlichen Worte Heinrichs: „Die Geliebte verloren! Rette die Ehre!“ bezeichnen noch entſchiedener den tragiſchen Punkt, auf welchem das Drama angelangt iſt.

Im dritten Act belauſchen wir im Salon der Fiammina ein vertrautes Geſpräch, in welches ſie mit ihrem edlen Freunde Lord Dudley, den man ſtets die würdigſte Haltung eines Gentleman beobachten ſieht, gerathen iſt. Die Vergangenheit und ihr eigenes Verhältniß kommt in einer etwas melancholiſchen Tonart zur Sprache, und der Lord appellirt an das Glück, welches er ihr zehn Jahre hindurch geſchaffen habe. Sein Argwohn iſt rege gemacht, und er ahnt, daß Fiammina in Paris ihren Mann wiedergeſehen, von dem er annimmt, daß er ſie einſt unrechtlicher Weiſe verlaſſen und dem Unglück und der Hülfloſigkeit preisgegeben habe. Er bietet ihr ſeinen Schutz gegen dieſen Gatten an, aber ſie weiſt auf ihren Sohn hin, die Quelle ihrer Leiden, ihrer Thränen, die ſie auch dem Freunde bisher verborgen gehalten. Sie hatte nie gewagt, ihm von ihrem Sohne zu ſprechen, denn ſie glaubte ſtets, es müſſe ſie in ſeinen Augen herabſetzen, daß ſie dies Kind verlaſſen konnte. Jetzt tritt der Sohn der Ehe als eigenthümliches Moment auch in das Verhältniß zwiſchen der Sängerin und dem Freunde hinüber.

In dem Herzen Fiammina's bereiten ſich aber jetzt die tiefſten Erſchütterungen. Sie blickt auf ihr vergangenes Leben zurück, und muß ſich geſtehen, daß ſie Alles erſchöpft hat, was Glanz und Eitelkeit ge-

währen können, und daß sie alle Freuden dieses Scheinlebens genossen, welches die Künstlerinnen-Laufbahn darbietet. Aber der Alles verzehrende Enthusiasmus dieser Laufbahn hatte sie zugleich über alle edleren und höheren Gefühle des Weibes getäuscht, und sie muß bekennen, daß sie sich von ihrem Gatten, der sie mit der innigsten Hingebung und der grenzenlosesten Liebe umgeben, nur deshalb getrennt habe, weil sie, berauscht von ihren Erfolgen, nur von Freiheit und Glanz träumte und durch ihren Gatten ihre Zukunft bedroht sah. Jetzt aber, wo ihre unersättliche Ruhmsucht sie nach Paris getrieben, um hier die höchste Stufe ihrer Triumphe zu erklimmen, muß sie sich so heftig, wie sie es nie für möglich gehalten, an ihr Mutterherz gemahnt sehn. Heinrich erscheint jetzt, um dem Lord Dudley den angekündigten Besuch zu machen, und Fiammina, die vor Sehnsucht entbrennt, ihn wiederzusehen, die wissen möchte, ob er sie kennt, empfängt ihn zuerst, und knüpft mit ihm ein Gespräch an, das aus gezwungener und verlegener Förmlichkeit bald in eine heimliche, athemlose Bewegung überschlägt. Ihren näheren Hindeutungen auf seine Mutter weicht er mit einer schmerzlichen Zurückhaltung aus, die aber schon nahe daran ist, mit allen ihren Gefühlen loszubrechen. Der Zutritt Lord Dudley's unterbricht diese in ihrer Einsylbigkeit unge-

mein ſpannende Scene, und Fiammina zieht ſich zurück, indem es ſie ihrem Sohne gegenüber in eine eigenthümliche Verlegenheit ſetzt, daß der Lord ihr heut einen beſonders zärtlichen Antheil widmet, was Heinrich mit zürnend auf ſie gerichteten Blicken beobachtet hat. Die Auslaſſungen zwiſchen Dudley und Heinrich nehmen ſogleich den ernſteſten Ton an, denn Heinrich, von Leidenſchaft und Gefühl hingeriſſen, klagt den Lord ſogleich als den Räuber an, der ſein Leben gebrandmarkt, der ihm Ehre und Glück geraubt, und die größte aller Beleidigungen ihm zugefügt habe. Der Lord, der die Kaltblütigkeit eines noblen Herzens zu bewahren weiß, und mit Vorſicht den Grund dieſer entſetzlichen Anklage erforſcht, erklärt es für unmöglich, ſich mit dem Sohne Fiamminas zu ſchlagen, obwohl Heinrich auch für die Ehre ſeines Vaters die blutigſte Genugthuung fordert.

Inzwiſchen haben auch einige ſehr zum Thema gehörende Auseinanderſetzungen zwiſchen Daniel Lambert und Duchateau über die Unmöglichkeit ſtattgefunden, daß ihre Kinder unter den obwaltenden Verhältniſſen ſich heirathen. Duchateau iſt freilich ein Mann, der als Deputirter einen politiſchen Charakter hat, und, wie er ſagt, in einem Hauſe von Glas wohnt, wo funfzig Journaliſten an den Thüren horchen und in die Fenſter gucken. Seine Stellung ſcheint

ihm die größte Schonung, die äußerste Vorsicht zu erfordern, und er meint, Heinrich sei schon einmal in den Fall gekommen, wegen scandalöser Anspielungen auf Fiammina ein Duell anbieten zu müssen, dies werde sich öfter wiederholen, und er selbst werde es nicht aushalten können, wenn man sich gewisse Bemerkungen über die Schwiegermutter seiner Tochter erlauben sollte.

Seinem Culminationspunct nähert sich das Stück in der darauf folgenden Zusammenkunft zwischen Daniel und Fiammina an, welche in ihrer angstvollen Erregung kommt, um seine Mitwirkung zur Verhinderung des Duells, zu welchem sich Heinrich im Theater engagirt hat, in Anspruch zu nehmen. Diese Zusammenkunft muß zu den tiefgreifendsten Erörterungen führen. Aber sie muß ihn, den Gatten, von dem sie sich eigenwillig getrennt, vor Allem segnen für Das, was er an ihrem Sohn gethan, und wodurch er sich volle Vergeltung verschafft habe für das Böse, das Daniel Lambert von ihr empfangen. Das kühle gemessene Wort Daniels, „lassen wir die Vergangenheit ruhen!“ kann den Strom der unterwegs befindlichen Herzensbekenntnisse nicht mehr aufhalten. Fiammina klagt sich selbst auf das Härteste an, aber sie macht ihm den Vorwurf, daß er sie hätte retten können, und es nicht gethan habe. Denn nachdem

sie sich zuerst von ihm getrennt, und vier Jahre lang allein durch die Welt umhergeirrt sei, allen Versuchungen des Theaterlebens, allen Verläumdungen ausgesetzt, und sie allen Verführungen widerstanden habe, wäre der Schutz eines Stärkeren, den sie wieder von ihm erfleht, ihr wie eine Hülfe Gottes gewesen. Daniel erwiedert einfach: „Madame, wenn eine Frau ihren Mann verlassen, fern von ihm gelebt hat, ist ihre Ehre nicht mehr makellos, alles Glück ist damit unwiederbringlich verloren. Der Zweifel an ihr tödtet die Liebe, das Vertrauen, die Achtung; ich konnte nicht mehr vergeben, es war zu spät!"

Fiammina, deren Seelenschmerzen den äußersten Grad erreichen, erfährt zugleich, daß Heinrich Sie, seine Mutter, gekannt, als er bei ihr gewesen, und sie erklärt sich für verloren, weil sie daraus ersehen muß, daß er sie verläugnet habe. Nicht minder betroffen und erschüttert wird sie durch Das, was ihr Daniel Lambert mittheilt. Aber sie hält es für unmöglich, daß Heinrich sich mit Lord Dudley schlagen wolle. „Warum unmöglich?" fragt sie Daniel. „Mußten Sie es sich nicht voraussagen, als Sie Ihre Familie verließen, daß ein Tag kommen wird, wo Ihr Sohn in Ihr Leben blickt?" Sinneverwirrt, beginnt die große Fiammina in all ihrer Herrlichkeit zusammenzubrechen. Die berühmte Künstlerin, die

gefeierte Schönheit, ſchwankt und zittert, und der glänzende Nimbus um ihr geniales Haupt fängt an zu erblaſſen. Daniel aber ſteigert ſeine Anklage, und faßt ſie in dem gewichtigen Wort zuſammen: „Sie haben die Bande zerriſſen, die Sie hinderten, nach Ihrer Wahl, nach Ihren Neigungen zu leben. Gäb' es noch eine Tugend auf der Welt, wenn die Vernachläſſigung aller Pflichten nicht Verzweiflung und Elend im Gefolge hätte?"

Durch das Eintreten Heinrichs wird dieſe Scene zu der allerwunderbarſten ſocialen Situation, indem Daniel ihm, dem Sohne Beider, das Recht zuerkennt, „über unſer Leben, über ſeine Stellung in der Geſellſchaft Rechenſchaft von uns zu fordern. Er frage, wir antworten!" Daniel ernennt den Sohn zum Richter im Namen der „Heiligkeit der Familie," denn dieſe ſei „der Banner des häuslichen Heerdes, für den man Alles, ſelbſt ſein Leben, opfern müſſe." Fiammina bekennt ſich allein für ſchuldig, ſie bekennt, thörichten Träumen die heilige Pflicht, über die Kindheit des Sohnes zu wachen, geopfert zu haben, und mit dieſem Bekenntniß ſinkt ſie zu den Füßen ihres Sohnes nieder, um vor ihm knieend Verzeihung und Mitleiden zu erflehen. Auf dieſer ſchneidenden Höhe kündigt ſich die Schlußkataſtrophe des eigenthümlichen Drama's an.

Dudley kommt herzu, um die unselige Angelegenheit mit dem Duell zu ordnen, indem er erklärt, daß er sich niemals mit Heinrich schlagen werde, daß er aber zu jeder Genugthuung bereit stehe, wenn Daniel Lambert sich durch ihn verletzt fühle. Daniel erwiedert mit einem bedeutungsvollen Blick auf Fiammina, er habe keine Beleidigung zu ahnden, Niemand zu vertheidigen. Fiammina erkennt sich dadurch nun von Allen verläugnet, von Allen aufgegeben. Zugleich muß sie sehn, wie ihre Person, ihre Existenz die Ursache geworden ist, daß das Bündniß zwischen Heinrich und seiner Braut zurückgehen soll. Sie kann es nicht aushalten, den Sohn als ein „Opfer ihrer Schuld," und ihr Leben als „einen Flecken in dem seinen" zu erkennen. Unter der ungeheuren Wucht dieser Verwickelung giebt es für sie nur Einen Entschluß, und sie faßt ihn mit der hohen Weihe einer Priesterin, die sich selbst als Opfer auf ihren Altar stellt. Sie beschließt, sich fern von der Welt in die Einsamkeit zurückzuziehn, und noch an demselben Abend Paris und das Theater zu verlassen. Ihr augenblicklicher Abschied trägt den Charakter der Größe. Die letzte Bitte, welche sie an Dudley richtet, ist die, sie in ihrer Einsamkeit nicht aufsuchen zu wollen, und dies Versprechen feierlichst gegen Daniel und Heinrich auszudrücken. Dem Sohn sagt sie, daß er später

den Ort erfahren werde, wohin ſie ſich von der Welt zurückgezogen habe. Denn komme einſt eine Zeit, wo er glauben werde, daß ſie genug gebüßt habe, ſo werde er ſie vielleicht aufſuchen und ſie dann: Seine Mutter! nennen. Dies Wort entſtürzt ſich aber jetzt ſchon mit ächtem Herzensklang den jubelnden Lippen Heinrichs, und Fiammina feiert in dieſem Abſchied den erſten ſeligen Moment ihrer Mutterliebe, in den auch der thränenvolle Zug einer Verſöhnung mit Lambert eintritt. Dieſer hat die ganze Kataſtrophe hindurch die kalte zurückhaltende Würde des verletzten Ehrenmannes bewahrt, der eingedenk deſſen bleibt, was ihm geſchehen iſt, ohne ſeinem Herzen darum die innerſte Regung zu verwehren. Selbſt zum Schluß ſagt er mit ſeinem unbeugſamen Gerechtigkeitsſinn zu dem Sohn, daß ſich dies Haus nun nicht mehr ſeiner Mutter öffnen könne, aber er fordert ihn zugleich auf, vor ihrer Abreiſe noch zu ihr zu gehn, und den Schatz ſeiner kindlichen Liebe zwiſchen ihm und ihr zu theilen. Er fügt jetzt hinzu, daß er ihr Alles vergeben und daß jeder Vorwurf der Vergangenheit nunmehr der Anerkennung, ja der Bewunderung der Gegenwart gewichen ſei! —

So ſchließt dieſe Komödie, welche auf eine ſo eigenthümliche Weiſe das Ausnahmeleben der Schauſpielerin vor den Richterſtuhl der höheren Ethik ge-

zogen hat, mit einer versöhnenden Wehmuth, die eigentlich nicht in der Anlage ihres Plans und ihrer Absichten gelegen haben kann. Denn das merkwürdige Stück hat seinen Ursprung offenbar in der Intention genommen, nicht nur diese feine Rache der Sittlichkeit gegen das Glanz- und Modewesen des Theaters auszuführen, sondern auch für ein eigenes Lebensverhältniß gegen Diejenige, welche den treuen Herzensbund mit einem Ehrenmanne der goldenen Farce ihres Standes geopfert, zu plaidiren. Der Verfasser selbst, Mario Uchard, ist dabei mit seinem Verhältniß zu Madeleine Brohan, einer bekannten französischen Schauspielerin, die noch jetzt dem Théâtre français angehört, als Prototyp seiner Komödie aufgefaßt worden. Wenn Fiammina Madeleine Brohan sein soll, so kann man nicht läugnen, daß Herr Mario Uchard seine Rache, die ihn offenbar zum Dichter und zum Verfasser einer Komödie gemacht hat, in dem edelsten und großartigsten Stil gedacht und mit einer seinem Herzen Ehre machenden Menschenwürde ausgeführt hat.

Indem er die sittliche Hinrichtung einer großen und berühmten Theater-Persönlichkeit durch dasselbe Instrument, durch welches er verletzt worden, nämlich durch das Theater und Drama, vollziehen wollte, hat er sich zugleich darin als ächten Dichter bewiesen, daß die

tiefen menſchlichen Empfindungen in ihm ſeiner Rache über den Kopf gewachſen ſind und er für den ſocialen Conflict, den er in ſeiner ganzen ſchneidenden Härte ſchildern wollte, zugleich einen edeln und verſöhnlichen Schluß fand, den er aber freilich nur in dem Rücktritt vom Theater und in dem reſignirten Auszug in die Einſamkeit beſtehen läßt. Man muß es aber bewundern, daß dieſe Aufgabe, die er wahrſcheinlich einer ihm ſehr ans Leben gegangenen Verwundung ſeines Herzens verdankt, ihn nicht nur zu einem ſo ſicher und feſt geſtaltenden Poeten gemacht, ſondern ihn auch ſogleich alle Vortheile und Routine des Theaterdichters in einem ſeltenen Grade finden ließ. Denn ſein Stück iſt mit einer theatraliſchen Virtuoſität gearbeitet, die nicht ſowohl durch glänzende und abſichtlich herausgeſtellte Effecte, als vielmehr durch eine wirkungsreiche Anlage der Situation, durch eine einſylbige, mit den einfachſten Worten treffende und ſchlagende Sprache, und durch eine pſychologiſche Motivirung von der überraſchendſten Tragweite, ſich geltend macht. Die eigene Betheiligung des Verfaſſers bei ſeinem Thema ſcheint aber auch zugleich auf eine gewiſſe moraliſche Sauberkeit hingewirkt zu haben, die in der Ausmalung des Hintergrundes, der leicht ſchlammig und proſtitutionsmäßig hätte ausfallen können, ſtattfindet. Zwar wird es

angedeutet, daß die Freiheit, welche sich eine brillante Theater-Dame durch die Trennung von ihrem Gatten erworben, ihr in sittlicher Hinsicht nur noch die Bedeutung übrig gelassen habe, ein Gemeingut der Begehrenden und Bezahlenden zu sein, aber wir werden doch mit den Details dieser modischen Prostitution verschont, und das Verhältniß zwischen Fiammina und ihrem Engländer, Lord Dudley, wird in den edelsten Umrissen gezeigt, obwohl man keine innere Möglichkeit für dies Verhältniß sieht, wenn es nicht durch den Klang der englischen Guineen in Musik gesetzt worden wäre.

Und wer ist Madeleine Brohan? Eine junge Schauspielerin dieses Namens trat vor sechs oder acht Jahren zuerst auf dem Théâtre français auf, für welches sie als Societairin dieses Theaters auf dem Conservatoire ausgebildet worden. Ihr Spiel und ihre Declamation, an welchen man den traditionellen Zuschnitt der Theater-Schule tadelte, traten auf der Bühne nicht so glänzend hervor, als ihr Geist und ihre Liebenswürdigkeit hinter der Coulisse und im vertrauteren Kreise leuchteten. Es giebt Personen, denen oft die bedeutendsten Anlagen nicht abzusprechen sind, deren Talent aber einen beständigen Stockschnupfen zu haben scheint, der es hindert, jemals in einen natürlichen Fluß zu gerathen. Solche

Helden und Heldinnen des Stockſchnupfens bilden gegenwärtig auf der deutſchen Bühne faſt den überwiegenden Typus, während bei dem ausgiebigen Theater-Naturell, das überhaupt in der franzöſiſchen Nationalität liegt, ſonſt nicht leicht ſolche Spielarten dort vorkommen. Es ſcheint aber, daß eine tiefere Bildung des Geiſtes und Gemüthes leicht eine gewiſſe Abſichtlichkeit der Darſtellung, die dann froſtig und leblos wird, auf der Bühne begünſtigt. Madeleine Brohan war aber, ungeachtet dieſes Fehlers, eine intereſſante und geiſtreich ſtrebende Schauſpielerin, und überragte ihre luſtige Schweſter Auguſtine, die ebenfalls am Théâtre français engagirt iſt, und in einer feingeſchliffenen Komik excellirt, jedenfalls immer durch die Bedeutſamkeit ihrer Intentionen.

Madeleine ſcheint aber, ungeachtet ihr der Blauſtrumpf auch als Schauſpielerin in den Gliedern lag, doch auch der Genialität der Aventure keineswegs verſchloſſen geweſen zu ſein, und wenn ihre Erlebniſſe mit denen der Fiammina einige Aehnlichkeit haben können, ſo muß ſie ſich an ihrem Freund, Herrn Mario Uchard (einem der Finanzwelt angehörenden Ehrenmanne) jedenfalls durch eine mit der Debauche des Schauſpielerinnen-Lebens zuſammenhängende Untreue vergangen haben. Die Aehnlichkeit der Verhältniſſe ſoll jedoch nur eine ſehr allgemeine ſein. Es

iſt aber bekannt, daß Madeleine Brohan eine innige Verbindung mit Mario Uchard plötzlich trennte, um ſich nach Petersburg zu begeben und dort, wo die Galanterie der Schauſpielerinnen faſt noch beſtimmter und ausgiebiger organiſirt iſt, als anderswo, ihren Schauplatz zu nehmen. Wir ſind in dieſe Details natürlich nicht eingeweiht, und wiſſen nur, daß Madeleine Brohan, ohne Zweifel zur Buße ihres an Mario Uchard begangenen Unrechts, ſich ſeitdem auf den Recenſirſtuhl geſetzt hat, und in einem ſehr geleſenen Blatt, dem Figaro, das äſthetiſch-kritiſche Wochen-Feuilleton über die Kunſt-Ereigniſſe von Paris ſchreibt. Was Mario Uchard in ſeiner Komödie durch das Zurücktreten der Fiammina in die Einſamkeit ausgedrückt hat, ſcheint Madeleine Brohan durch das Niederſetzen auf den kritiſchen Dreifuß des Figaro an ſich vollzogen zu haben. Denn es heißt das zugleich aller Reize der Weiblichkeit und aller perſönlichen Genußfähigkeit wie in einem Selbſtopfer ſich entkleiden, wenn eine junge Dame, deren Sinne noch eben geglüht haben, ihr heißes Sitzfleiſch auf dieſem kalten Dreifuß der kritiſchen Pythia kühlt, auf dem ſtatt der lebensvollen Leidenſchaft nur noch zerſetzende Galle und unfruchtbarer Haß und die auf das Recenſirhandwerk ſo großen Einfluß übenden Stockungen im Unterleib ſich geltend machen. Wenn

Madeleine Brohan durch ihren Bruch mit Mario Uchard und die ihr daraus entstandene Reue wirklich so weit gebracht worden ist, ihr schönes Fleisch kritisch zu kasteien und die büßende Madeleine des Feuilletons zu werden, so ist Herr Mario schon dadurch vollkommen gerächt, und es begreift sich, daß er nachher in seiner Komödie so milde Seiten aufgezogen und die Rache, die er darin nimmt, mehr gegen den Stand der Schauspielerin als gegen die Person gekehrt hat.

Das Feuilleton der Madeleine Brohan ist in der That ein sehr gefürchtetes in Paris geworden, denn auf dem Standpunct, auf dem Madeleine steht, hat sie es sich wahrscheinlich unverbrüchlich gelobt, die Wahrheit zu sagen, und das ist in dieser Sphäre die wirksamste Koketterie, deren man sich in der heutigen Gesellschaft befleißigen kann. Die Wahrheit sagen, heißt mit Jedermann anbinden, sich zu seinem Rathgeber und Beichtvater auf offenem Markt machen, und ihm seine eigenen Herzschläge zuzählen, wie die wirthliche Hausfrau die Erbsen in den Topf zählt. Madeleine, die neue Priesterin der Wahrheit, scheint dies gefährliche Geschäft mit einer wahren Leidenschaft ergriffen zu haben, und es konnte nicht fehlen, daß sie dadurch nach allen Seiten hin anziehen und abstoßen mußte, wodurch ein Reiz entstanden ist,

der auch auf die gesellschaftliche Position der interessanten Kritikerin zurückgewirkt hat. Der Salon der Madeleine Brohan ist jetzt einer der besuchtesten in Paris geworden, und man beeifert sich, Zutritt an dem Kamin einer Dame zu finden, die das erweckende Schauspiel darbietet, Amazone und Magdalene zugleich zu sein, und auf deren Lippen die pikantesten Orakelsprüche über Theater und Gesellschaft perlen.

Das Theater hat heut auch in Frankreich sein eigentliches Kunstinteresse verloren, und man sieht, daß nicht bloß die deutschen Hoftheater-Intendanten an dem Verfall des Bühnenwesens Schuld sind. Aber das französische Theater hat dafür ein anderes Interesse wiedergewonnen, das dem heutigen deutschen Theater in der armseligen und geistverlassenen Sphäre, in die es untergetaucht ist, nicht mehr zu erschwingen möglich ist. Die Bühne ist in Frankreich der Spiegel der Gesellschaft geblieben, und in einem noch viel schärferen und bedeutsameren Grade geworden, als sie es jemals war. Das Theater hat die Photographie der heutigen socialen Verderbniß und Auflösung aller Zustände übernommen, und liefert täglich auf seinen Brettern naturgetreue Abschriften des wirklichen gesellschaftlichen Lebens, an dem es jede geheime Runzel des Alters, jeden versteckten Zug der

Lüge und Bosheit, des Egoismus und der Genußsucht mit einer unerbittlichen Virtuosität herausarbeitet. Die Bühne ist dabei ebenso wenig mehr Künstler, als es der Photograph ist, der nur im richtigen Verhältniß des Lichtes und des Gegenstandes die Maschine zurechtzuschrauben hat, um darin Alles abzufangen und zu einem Bild zu gestalten, was nur irgend für die Anschauung fixirt werden kann. Die socialen Lebensbilder und Symptome aber, welche die heutige französische Bühne wie von selbst und ohne Zuthun der Kunst in einen Rahmen faßt, sind so gewichtige Zeugen-Aussagen über die heutigen Gesellschaftszustände, daß sie weder von der Geschichtschreibung noch von der Politik ignorirt werden dürfen. Und dies um so weniger, da die Verfasser und die Arbeit der unwesentlichste Bestandtheil bei diesen Stücken sind, und man vor diesen Darstellungen in der Meinung sitzen kann, als wären sie soeben von der Straße auf die Bretter heraufgestiegen, und hätten sich, noch naß und feucht von dem Gedränge des Lebens, aus dem sie stammen, auf einige Augenblicke hinter das Lampenlicht geflüchtet.

Das Theater zu recensiren, heißt daher in Paris zugleich, die Gesellschaft zu recensiren, und wir sind überzeugt, daß dazu Niemand besser geeignet ist, als

eine Magdalena! Sie kennt genau den Werth und die Schmackhaftigkeit aller Blüthen und Früchte, um die es sich handelt, und sie weiß gründlicher, als eine Andere, wie Anfang und Ende der sich abspielenden Dinge zusammenhängen und ineinander greifen müssen. Die Magdalena wird die schärfste und zugleich die mildeste Richterin der entarteten Gesellschaft sein, und sie wird die Wunden, in welche sie ihre vor Kurzem nur noch zu Liebkosungen geneigte Hand legt, zugleich mit einer sanften, der Menschheit geweihten Thräne rein waschen können.

Wir wissen nicht, in wieweit sich Madeleine Brohan der Aufgabe bewußt gewesen, in diesem Sinne die kritische Magdalene Frankreichs zu werden. Aber ihre Stimme beginnt in der That einiges Gewicht zu erlangen, während die übrigen Tagesreferenten von Paris jetzt ziemlich physiognomielos und ohne erheblichen Einfluß dastehen, und auch Monsieur Jules Janin, den wir neulich im Foyer des Odéon recht alt und dick geworden wiedersahen, nicht mehr wie sonst der leicht flatternde Liebling der Feuilleton-Grazien sein kann. Zwar erscheint er noch immer, wie sonst, mit seinem großen Opernkucker bewaffnet, hinter dem sein sinnig lauschendes Gesicht jeder ersten Vorstellung beiwohnt, und in seinem berühmten Recensenten-Boudoir, einem Cabinet, in dem sich die

bewundernswürdigsten Raritäten und Nipps, aber auch sehr viele schöne und seltene Bücher befinden, empfängt er noch immer die ersten Notabilitäten des Theaters, Herren und Damen, die sich bei ihm in allen ihren Angelegenheiten Raths zu erholen pflegen und seine beichtväterlich kritische Zusprache entgegen nehmen. Aber Jules Janin ist veraltet, und die einst so zierlichen und phantasievollen Pas seines Montags-Feuilletons treffen den richtigen Punkt nicht mehr, auf den es heute ankommt, sie sind zu unschuldig und idyllisch für die heutige Zeit geworden, während Madeleine an ihrem Feuer eine viel kräftigere Suppe zu kochen weiß, in der sie Corruption und Tugend, Genußsucht und Reue geschickt durcheinander rührt, und dies Gemengsel durch einen obenauf gestreuten scharfen Pfeffer möglichst appetitlich und verdaulich zu machen versteht.

Der Salon von Madeleine Brohan soll dieselbe Anziehungskraft an sich tragen, wie ihr Feuilleton. Der höhere Salon, der unter Louis Philipp auf dem Grunde der politischen und literarischen Discussion blühte, hat unter dem neuen Kaiserreich zu existiren aufgehört. Der Salon, wie er in Frankreich als eine eigenthümliche Form der Gesellschaft und des öffentlichen Lebens bestanden, stand entweder der freien Presse als Allianzmacht zur Seite, oder vertrat die-

ſelbe in der Zeit, wo ſie nicht lebendig war, mit ihren ebenſo raſch und leicht alle Canäle des Lebens durchdringenden Wirkungen. Das Kaiſerreich fürchtete von jeher die Oppoſition der Salons bei weitem mehr als die der Preſſe, und ſchon Napoleon I. ſuchte dieſen innerſten Heerd der öffentlichen Meinung und Geſinnung in Frankreich zu zerſtören. Das heutige Empire hat jedenfalls dieſelbe Nothwendigkeit eingeſehen, und das Salonleben empfängt ſchon von oben her kein erweckendes Vorbild, indem die Geſellſchaftlichkeit am Hofe durchaus nicht mehr den früheren ſalonmäßigen Zuſchnitt trägt, ſondern nach Außen hin in einem bereits ſehr etiquettenmäßig repräſentirenden Ceremoniell ſich darſtellt, nach Innen aber ſich in das Geheimniß zurückzieht.

In Paris iſt auch der Salon unter die Loretten gegangen. Die geiſtreichen und feingebildeten Frauen, die zuletzt noch unter Louis Philipp als die Trägerinnen des Pariſer Salonlebens walteten, ſind verſchwunden und nicht wieder erſetzt worden. In der neuen Zeit waren es ſogleich ſehr lorettenhafte Récamiers, welche den Salon wiederzubauen verſuchten, und unter ihnen ſtand die liebenswürdige Delphine Gay, die Frau Emile's von Girardin, obenan, die aber auch den alten feinen Salon nicht mehr hervorzuzaubern verſtand, ſondern im Grunde etwas ganz

Anderes machte. Madeleine Brohan ist gewissermaßen an ihre Stelle getreten, und obwohl sie ein geringeres Naturell und nicht die glänzende Begabung besitzt, wie die zu früh dahingeschiedene Madame Delphine, so soll sie sich doch einen Salon auf die Beine gebracht haben, der das Interessanteste ist, was es heutzutage noch in dieser Art in Paris giebt, und auf dessen Herrscherinnen-Fauteuil sie jedenfalls mit Geist und Witz thront. Ihre Witze, mit denen sie reizt und verwundet und sich und Andere preisgiebt, sollen jedoch häufig schon von älterem Datum sein, und theils der cynischen Genialität ihrer Freundin Déjazet abgelauscht sein, theils noch auf die berühmte Sophie Arnould, deren üppiger Witz einst mit Diderot und d'Alembert um die Wette sociale Revolution machte, zurückgeführt werden können. Das leidige Epigonenthum haftet also auch dem Salon des heutigen Kaiserreichs an, und darum scheint uns das Reich der Lorette in ihren schlechterdings naturwüchsigen Erscheinungen jedenfalls Vorzug zu verdienen vor ihrem Salon, in dem sie den Geist als Instrument der Kasteiung oder auch eines neuen Kitzels ansetzt. —

Madeleine Brohan soll anfänglich beabsichtigt haben, ein Gegenstück gegen die Fiammina zu schreiben, und es wäre allerdings billig gewesen, auch den

andern Theil zu hören und die Kehrseite des Bildes zu betrachten. Aber es mag wohl in ihrem Interesse gewesen sein, daß ihr dies Vorhaben wieder leid geworden, denn ihre Replik hätte ohne Zweifel auf Dinge von der delicatesten Natur zurückgehen müssen, und das Pariser Theater, obwohl es in einigen neueren Stücken schon Schlafzimmer-Scenen und dergleichen mit allen möglichen und unmöglichen Details vorgeführt hat, würde sich doch noch nicht elastisch genug erwiesen haben, um die geheimsten Boudoirbekenntnisse in sich aufnehmen zu können. —

Dem französischen Schauspielerstand steht neuerdings eine große Umwandelung bevor, der auf seine moralischen Verhältnisse und vielleicht auch auf seine künstlerischen Leistungen nicht ohne erheblichen Einfluß bleiben wird. Es beginnt nämlich die Mode schon allgemeiner zu werden, daß sich die bedeutendsten Schauspieler und Schauspielerinnen nicht mehr an einem bestimmten Theater fest und auf längere Zeit engagiren lassen, sondern sie ziehen es vor, in ein Verhältniß zu den Theater-Autoren zu treten und von diesen bestimmte Rollen in ihren Stücken auf Gewinn-Antheil an den Aufführungen zu übernehmen. Die Theaterdichter, denen es in dem seine Talente achtenden Frankreich bei weitem mehr als anderswo gelungen ist, sich eine angesehene und in allen ihren

Rechten geſicherte Stellung zu gewinnen, ſind dort auch in der glücklichen Lage, den Theaterdirektoren Bedingungen ſtellen zu können, die dann auch für die Beſetzung des neu eingerichteten Stücks jedesmal maaßgebend ſind. Die Schauſpieler, mit denen ſich der Autor verbunden hat und auf die er als auf die geeignetſten Organe ſeiner Ideen rechnen kann, treten dann für die Zeit der Aufführung des neuen Stückes bei dieſem Theater ein. Die große Zahl hintereinander folgender Darſtellungen, in denen jedes nicht geradezu durchfallende Stück in Paris abgeſpielt wird, begünſtigt ein derartiges Verhältniß, das ſehr dazu dienen kann, die künſtleriſche Schwungkraft des Schauſpielers ſtets rege zu erhalten, und das ihm außerdem durch ſeinen Antheil an der jedesmaligen Tantième mehr als jedes regelmäßige Engagement abwirft. Schauſpieler dieſer Art pflegen dann auch mit dem Stück ihres Autors auf die Reiſe zu gehn, womit ſie oft die bedeutendſten Geſchäfte machen. Der Schauſpieler Fechter, der jetzt Director des Odéon in Paris iſt, verdiente mit den Filles de marbre und der Fiammina in Petersburg für ſeinen Tantième-Antheil eine Summe von achtzigtauſend Francs, und von andern Bühnen-Celebritäten in Paris hört man gleiche Gewinnſt-Realiſirungen mit einzelnen Stücken erzählen.

Durch dieſe bewegliche Freizügigkeit des Talents

kann die Bühnenkunſt zunächſt nur gewinnen. Sie bewahrt ſich dadurch die friſch circulirenden Säfte, die auf den ſtehenden Bühnen und in den leicht einroſtenden Verhältniſſen eines feſten Engagements ſo leicht in's Stocken gerathen. Man iſt in Deutſchland oft auf den Gedanken gekommen, daß eine Erneuerung und Wiedererhebung der Theaterkunſt am beſten aus der Rückkehr zu den herumziehenden Schauſpieler-Geſellſchaften gewonnen werden könne, da man den Nachtheil, welchen die bureaukratiſch und hofdienſtlich organiſirten Theaterwirthſchaften der Kunſt zugefügt, auf keiner Seite in Abrede zu ſtellen vermag. In Frankreich ſcheint ein gemiſchtes Syſtem mit ſtehenden Bühnen und wandernden Mitgliedern in Aufnahme zu kommen, wodurch die productive Seite der Theaterkunſt wieder mehr in den Vordergrund gehoben wird, und Das, was geſchaffen und geleiſtet wird, jeden Abend von Neuem in's Gewicht fällt. Es iſt dies gewiſſermaßen eine Aſſociation der Schauſpieler und Dichter, die ſich zur Löſung einer beſtimmten Aufgabe vereinigt haben, und dadurch ein Uebergewicht über den Director und Unternehmer erlangen, der nur noch das rein geſchäftliche Element in der Hand behält. Wenn auch die Regelmäßigkeit des Organismus eines Theaters dabei leiden kann, ſo iſt es doch bei weitem wichtiger, daß die darſtel-

lenden Künſtler wieder einmal aufhören, ſich als wohlverſorgte Beamte zu fühlen, und lieber in einer gewiſſen Freiheit und Wildheit die Verjüngung des künſtleriſchen Talents ſuchen.

Dieſe neue Freizügigkeit des Schauſpielerſtandes kann aber zugleich nicht ohne Einfluß auf die ſittlichen Elemente der ganzen Geſellſchaft bleiben. Die feſten Niederlaſſungen der Schauſpieler und Schauſpielerinnen ordneten ſie doch mehr oder weniger in das beſtehende ſociale Leben ein, in dem ſie jetzt wieder als freie Ausnahmegeſtalten herumbivouakiren werden, und zwar nicht, wie früher, in der durchlöcherten Toga des hungernden Lumpengenies, ſondern als glänzende Geſtalten der Mode, des Luxus, der Debauche und der Aventure. In Frankreich, wo der kleinſte Ort, faſt jedes Dorf, ſein Theater hat, beſitzt das Reich der Hiſtrionen an ſich ſchon eine ungeheure Ausdehnung, und wenn dieſe Schaar nun in eine beſtändig fluctuirende Bewegung geräth, und ſich nach allen Seiten hin prickelnd und alle Verhältniſſe beunruhigend fortſchiebt, ſo kann der ſociale Körper dadurch leicht mit einer neuen Gefahr betroffen werden. Die Theater ſelbſt aber kommen dadurch noch mehr in die Lage, die Centralwerkſtätten der Proſtitution zu werden, denn da dann ein großer Theil ihres Perſonals wechſelnd und umherziehend ſein

wird, so werden auch leichter Lücken in der Besetzung entstehn, und die Loretten, die fast alle danach streben, bei irgend einem Theater anzukommen, wenn sie auch nur den Namen der Schauspielerin als wirksamere Reclame für ihr Geschäft gebrauchen wollen, finden wohl mehr noch als sonst Gelegenheit, für gewisse Rollen in den Theaterverband aufgenommen zu werden. Wenn daher auf der einen Seite die Theater durch eine solche freizügige Organisation an künstlerischem Schwung und frischer Belebung der Phantasie bei ihren bedeutenderen Mitgliedern gewinnen können, so wird auf der andern Seite ihr moralischer Verfall dadurch alle Gränzen überschreiten und die Bedeutung des Theaters als eine Kunstanstalt kann dann bald ihrem Ende entgegengeführt werden.

Das französische Theater ist das letzte, das in Europa auf einer gewissen Höhe der Kunst sich erhalten hat und bis in die neueste Zeit hinein eine eigenthümliche Blüthe entwickelte. Nicht bloß die unerschöpfliche Productivität dieser Bühne, von der seit längerer Zeit wieder die Theater aller anderen Länder leben, sondern auch das Talent und die geniale Begabung der Schauspieler, noch mehr aber die vollendete und einzig musterwürdige Manier der theatralischen Darstellungskunst, die auf der französi-

schen Bühne fortlebt, würden den Fall des Theaters als einen unwiederbringlichen Sturz der heutigen Bühnenkunst überhaupt erscheinen lassen. Die Theater in Deutschland sind nicht nur durch die Schlechtigkeit ihrer bureaukratischen Verwaltung und durch den Mangel an origineller Productivität ihrer Autoren, sondern vornehmlich auch durch die gänzliche Entartung der Darstellungskunst bei den deutschen Schauspielern, ihrem sichtlichen Ruin entgegengeführt worden.

Die französische und deutsche Manier des Spiels stehen sich wie zwei ganz verschiedene Schulen auf das Schärfste gegenüber, wenn man überhaupt bei den deutschen Schauspielern heut Dasjenige als eine Schule bezeichnen kann, was nur eine pathetische Aufblähung und Zerfaserung der Worte des Dichters ist, und in jeder Art gegen Wahrheit und Natur verstößt. Der deutsche Schauspieler zersetzt heut auf die unnatürlichste und lächerlichste Weise jede Phrase des Dichters in lauter einzelne Wörter, deren er jedes für sich und ganz besonders betont, und wodurch er oft den kleinsten Satz in eine Menge von Positionen zerspaltet, die ein schwirrendes Wortgefecht in der Luft gegen einander zu unterhalten scheinen. Abgesehen von der aller Wirklichkeit widersprechenden Unnatur dieses Pathos, welches Menschen so reden läßt, wie Menschen niemals und in keiner Lage des

Lebens zu reden pflegen, wird auch jede Scene, jeder Act, und mithin das ganze Stück dadurch ganz unverhältnißmäßig in die Länge gezogen. Es entsteht damit auch für den Dichter selbst das ungünstigste und ihm nachtheiligste Verhältniß, indem ihn die Bühnen-Directionen unaufhörlich damit quälen, nur nicht so lang zu sein und sich so kurz als möglich zu fassen, und man ihm ganze Scenen und Acte, oft die besten, herausstreicht, damit sein Stück nur in einen solchen Theater-Rahmen hineinpasse. Der deutsche Theater-Abend ist aber nicht blos deshalb so kurz und beschränkt, weil, wie man oft gemeint hat, der deutsche Hausschlüssel in der Tasche und das rechtschaffene deutsche Abendbrot schon nach neun Uhr jeden Deutschen zu prickeln anfangen, sondern die heutige Manier der Schauspieler selbst, ihre viertelstundenlange Dehnung einer einzigen Phrase, ihre mit dem Beifall kokettirenden Pausen, ihr kunstreitermäßiges Pirouettiren auf einem einzigen Wort, ziehen jedes Stück so hin, daß es schon um deswillen abgekürzt werden muß, wenn es nicht bis in die späteste Nacht hineinwachsen soll. Die französischen Theater spielen zwar auch in der Regel bis Mitternacht, aber sie geben für ihren Eintrittspreis mindestens das Dreifache des Inhalts, indem sie sowohl mehrere umfänglichere Stücke an einem und demselben Abend zur Aufführung

bringen, als sie auch jedem einzelnen Stück seine ausführliche und unverkürzte Entwickelung in sich selbst gestatten. Die theatralische Verarbeitung classischer Meisterwerke mit Weglassung ganzer Scenen und Acte, wie sie an den deutschen Hofbühnen, namentlich in Berlin, an der Tagesordnung ist, würde in Frankreich als eine Barbarei empfunden werden, gegen welche das Publikum selbst jedenfalls auf eine unabweisliche Art seinen Protest erheben würde.

Die rasche und schlagkräftige Manier des französischen Spiels giebt auch dem Theaterabend in Paris diesen volleren Inhalt, indem sie zugleich dem dramatischen Dichter die Freiheit sichert, sein Stück nach seiner ganzen inneren und künstlerischen Anlage und Nothwendigkeit entwickeln und durchführen zu können. Diese Darstellungsmanier des französischen Schauspielers muß zugleich unter dem künstlerischen Gesichtspunct für die richtigste gehalten werden, weil sie die natürlichste und wahrheitsvollste ist. Sie sucht ihre Wirkung mehr im Ganzen als im Einzelnen, sie betont nicht einzelne Worte und Wendungen, sondern überwiegend den ganzen Satz, dessen Sinn und Bedeutung sie mit einer elektrischen Geschwindigkeit herausarbeitet und zu Tage fördert. Selbst in der hohen Tragödie, wo der Kothurn seinen traditionellen Schwung hat, und wo einzelne Nuancen

der Phraſe einen überwiegenden Raum einnehmen, ſtreben die großen franzöſiſchen Schauſpieler immer wieder mit vieler Kunſt zu der Geſammtwirkung hin, in der ſie natürlich und harmoniſch auszugleichen ſuchen, was im Einzelnen eine zu künſtliche und ſchroffe Färbung annehmen mußte. Das moderne dramatiſche Spiel der Franzoſen iſt aber in dem raſchen und einheitlichen Zuſammenfaſſen jedes Satzes zu einer Totalwirkung des Sinnes nur eine meiſterhafte Reproduction des Lebens und der Wirklichkeit ſelbſt. Dadurch wird aber die Schöpfung des Dichters mit der draſtiſchen Geſchwindigkeit der That ſelbſt vorübergeführt, und während das deutſche Publikum in den effectvollen Pauſen des Herrn X. oder der Madame Y. und in der Mäuſefalle ihrer theatraliſchen Accente gefangen ſitzt und nicht von der Stelle kommt, hat das franzöſiſche Publikum ſchon ganze dramatiſche Kataſtrophen hinter ſich gebracht und beklatſcht die Pointe eines wirklich miterlebten Menſchendaſeins.

VI.

Der neue Louvre-Bau und die Chapelle expiatoire.

Die Thatkraft, welche Louis Napoleon als Baumeister von Paris gezeigt, verdient unter allen seinen großen Eigenschaften am meisten bewundert zu werden. Nicht nur der schöpferische Unternehmungsgeist, der ihn dabei geleitet, sondern auch die unglaubliche Schnelligkeit, mit der er die umfassendsten und großartigsten Arbeiten vollenden ließ, zählen zu dem Wunderbarsten, was in neuerer Zeit auf diesem Gebiet geleistet worden. Indem er ein neues Straßensystem durch den Hauptttheil von Paris gezogen, suchte er dadurch die Lebensverhältnisse der Bevölkerung in eine ganz andere Lage zu bringen. Die größte Schmutzstadt der Welt ist im heutigen Empire in wenigen Jahren in eine der schönsten, reinlichsten und gesündesten Städte Europas umgewandelt worden. Unter dem constitutionellen Regime sah man noch, wie hier

Jeder ganz ungenirt und in jedem Umfange seine Nothdurft auf offener Straße verrichtete. In der Republik von 1848 begann es schon reinlicher zu werden, und das Empire wandte die größte Strenge dagegen, um den Volkswillen nicht mehr in dieser Form auf der Straße zur Geltung kommen zu lassen. Das neue Straßensystem, das in die bisherige Wildniß von Paris Licht, Luft und Offenheit brachte, besiegte durch seine neugeschaffenen Räumlichkeiten die alten unsauberen Gewohnheiten der Bevölkerung wie von selbst.

Der Kaiser schien zugleich überzeugt, daß durch die neuen Nöthigungen der Straßen-Räume auch die politischen Leidenschaften des Volkes einen Damm erhalten würden. Das divide et impera hat Louis Napoleon auch in der räumlichen Zertheilung der Volksmassen verstanden. Denn wo das Volk sich in zähen Massen aufeinander klumpt, hat die Herrschaft ein unsicheres Terrain, das jeden Augenblick zu einem Angriffspunct gegen sie werden kann. Louis Napoleon hat daher jetzt auch den Umbau der Cité, zu dem er vorgeschritten ist, nach der allerradicalsten Theorie, die es geben kann, in Angriff genommen, denn es sollen in diesem übelberüchtigten Stadttheil, der sonst das eigentliche Labyrinth des Volkselends und der Volksumtriebe war, fortan fast alle Wohnhäuser für die Bevölkerung verschwinden, und nur

noch öffentliche Gebäude stehen bleiben, oder errichtet werden, außer dem Palais de Justice noch ein Lazareth und eine Riesenkaserne, welche letztere in dem colossalsten Stil erbaut werden soll.

Wie der Kaiser nach dieser Seite hin den Plan verfolgt, durch ein neues Straßen-System seine Herrschaft innerhalb der Hauptstadt selbst zu schützen, so ist er bei den öffentlichen Gebäuden, die er ausführt und vollendet, vornehmlich darauf bedacht, das Dasein der napoleonischen Dynastie auch in die öffentlichen Monumente Frankreichs hineinwachsen zu lassen und mit denselben zu einer volksthümlichen und nationalen Wirkung zu verbinden. Es ist dies zugleich ein ungemein praktischer Versuch, den napoleonischen Namen jetzt auch zu einem vorzugsweise französischen zu stempeln und mit allen nationalen Ueberlieferungen Frankreichs, die seit Jahrhunderten bestehen, in die engste Verbindung zu setzen, indem man ihn in die Monumente des Landes mit einer neuen Schöpferkraft eintreten läßt. An der Spitze dieser Unternehmungen steht die Vollendung des Louvre, oder vielmehr die Verbindung des Louvre mit den Tuilerien, woraus ein großartiger Prachtbau geworden ist, von dem man schwer begreifen kann, wie er in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren in allen seinen Theilen und

in seinem ganzen Umfange zu Ende geführt werden konnte.

Louis Napoleon hatte aber dem mit großer Begeisterung von ihm aufgegriffenen Plan, dem er bis in die einzelnsten Details hinein seine Aufmerksamkeit zuwandte, von vornherein den Zielpunct gesteckt, daß er in fünf Jahren vollendet sein solle, und den festen Willen des Kaisers müssen dann alle Umstände ehren. Der Neubau des Louvre wurde am 12. Juli 1852, wo durch des großen Visconti Kelle der erste Stein gelegt ward, begonnen, und in einem rastlosen, über die ungeheuersten Mittel und Arbeitskräfte verfügenden Eifer bis zum 14. August 1857 fortgeführt, wo der Bau für vollendet und die Einheit zwischen Louvre und Tuilerien für hergestellt angesehen werden konnte. Die Haupt-Baumeister an diesem Werk, Visconti, Lefuel und Simart (welcher letztere den Pavillon d'Horloge an den Tuilerien neu geschaffen), sind während der Ausführung des Neubaues gestorben. Hammer, Senkblei und Kelle, die dazu gedient, den ersten Grund zu dieser Verbindung der beiden welthistorischen Paläste zu legen, sind jetzt in dem großen Eingangs-Saal der Louvre-Gallerie in einer feierlichen Umfassung aufgestellt. Visconti hat sie dem Museum als ein besonderes Vermächtniß hinterlassen.

Louis Napoleon hielt zur Vollendung des Louvre-Baus eine Inaugurations-Rede, die zu den merkwürdigsten Stücken seiner öffentlichen Beredsamkeit gehört, und seinen Hang, zu philosophiren und zu grübeln, mit seiner diplomatischen Virtuosität auf das Glänzendste verbunden zeigt. Der Kaiser wünscht sich in dieser Rede zuerst selbst Glück zur Vollendung des Louvre, weil sich so viel glückliche Umstände vereinigt, welche ihm dies möglich gemacht hätten. Denn in der That habe er dies nationale Werk, wie er es vorzugsweise nennt, nur deshalb in so kurzer Zeit vollenden können, weil die wiederhergestellte Ordnung und Stabilität der öffentlichen Zustände und der täglich wachsende Wohlstand des Landes es ihm verstattet hätten. Ein nationales Werk nenne er es, weil alle Regierungen des Landes, wie sie aufeinander gefolgt wären, es für ihre Ehrensache gehalten hätten, die königliche Wohnung Frankreichs, die von Franz I. begonnen und von Heinrich II. verschönt worden, zu vollenden.

Nach diesem schwungvollen Eingang unterbrach der Kaiser sich selbst mit einem außerordentlich scharfsinnigen Einwand. Woher kommt, fragte er sich, diese Ausdauer und sogar diese Popularität für die Ausführung eines königlichen Palastes? Dies kommt daher, antwortet sich der Kaiser, weil der Charakter

eines Volkes sich nicht blos in seinen Institutionen, Sitten und Thaten, sondern auch in seinen öffentlichen Monumenten abspiegele! Nun habe aber das monarchische Frankreich seit so vielen Jahrhunderten in der über ihm stehenden Centralgewalt nur den Repräsentanten seiner Größe und seiner Nationalität erblickt, und darum auch stets danach gestrebt, daß die Wohnung des Souverains würdig des Landes sei. Darum hätten sich alle Kräfte der Kunst und Intelligenz geregt, um diese Wohnung würdig zu bauen und zu schmücken.

Im Mittelalter, fuhr der Kaiser mit geschichtsphilosophischem Ernst in diesem Vortrag fort, bewohnte der König eine Festung, die von allen Mitteln der Vertheidigung starrte. Bald aber habe der Fortschritt der Civilisation die Schießscharten und die Wälle durch die Erfindungen der Wissenschaft und Kunst ersetzt.

Die Geschichte der Monumente hat ebenso gut ihre Philosophie, wie die Geschichte der Thatsachen! fügt Louis Napoleon mit einer bedeutsamen Wendung hinzu. Denn ebenso wie es merkwürdig gewesen sei, daß unter der ersten Revolution der Wohlfahrts-Ausschuß, ohne es zu denken, das Werk Ludwigs XI., Richelieu's, und Ludwigs XIV. fortgesetzt habe, indem er den letzten Schlag gegen das Ge-

bäude der Feudalität gethan, und das Syſtem der Einheit und Centraliſation, welches der beſtändige Zweck der Monarchie ſei, verfolgt habe: ſo ſei es auch in Betreff des Louvre lehrreich zu ſehen, wie der Gedanke Heinrichs IV., Ludwigs XIII., Ludwigs XIV., Ludwigs XV., Ludwigs XVI. und Napoleons, plötzlich von der proviſoriſchen Regierung des Jahres 1848 aufgenommen worden ſei. Denn in der That, ruft Louis Napoleon mit beſonderer Emphaſe aus, eine der erſten Handlungen des revolutionairen Gouvernements von 1848 war die, die Vollendung des Palaſtes unſerer Könige zu decretiren! („L'un des premières actes, en effet, du gouvernement provisoire fut de decréter l'achèvement du palais de nos rois“).

Nichts konnte leichter und natürlicher ſein, als dieſe Wendung, mit der Louis Napoleon „unſere Könige“ ſagte, und dadurch die napoleoniſche Herrſchaft als eine auf dem Grunde der Nation ſelbſt erwachſene an die übrigen Dynaſtien Frankreichs hinanſchob!

So wahr iſt es, ſetzte er hinzu, daß eine Nation in ihrer Vergangenheit, ebenſo wie ein Individuum in ſeiner Erziehung, Ideen ſchöpft, welche auch alle Leidenſchaften des Augenblicks nie zu zerſtören vermögen. Es ſind dies moraliſche Triebfedern, die aus

dem innerſten ſocialen Zuſtande eines Landes hervorgehen, und durch alle Jahrhunderte wie durch die verſchiedenen Formen des Gouvernements ſich ſo lange hindurchziehen, bis ſie den vorgeſetzten Zweck endlich erreicht haben.

Die Vollendung des Louvre, ſchloß Louis Napoleon dieſe gehaltvolle Rede, iſt nicht die Caprice eines Augenblicks, ſondern die Verwirklichung eines Planes, der für den Ruhm der Nation gefaßt und durch den Inſtinct des Landes in mehr als drei Jahrhunderten getragen worden iſt! —

Man hatte es kaum gedacht, daß die Verbindung des Louvre mit den Tuilerien, wobei es nur darauf ankam, den zwiſchen beiden Gebäuden liegenden großen Carrouſel-Platz durch Neubauten vollſtändig einzuſchließen, eine ſo große nationale Bedeutung haben könne. Es ſchien dies mehr ein häusliches Bedürfniß der franzöſiſchen Könige zu ſein, welches zuerſt Heinrich IV. empfand, indem er es in dem kleinen, engen Schloß der Tuilerien, zu dem Catharina von Medicis die erſten Anfänge bauen ließ, nicht mehr recht aushalten konnte. Er brachte es aber nur zu dem einen Flügel, welcher auf der Front gegen die Seine das Louvre an die Tuilerieen hinanrückte und ſich bis zu dem heutigen Pavillon Lesdiguières erſtreckte. Dieſe Arbeiten ließ

Ludwig XIII. fortsetzen, indem er den alten Plan des Architekten Lescot, den Franz I. beim Wiederaufbau des alten Louvre ursprünglich befolgen ließ, wieder aufnahm. Ludwig XIV., der demselben mächtigen Impuls nicht widerstehen konnte, ließ die prachtvolle Kolonnade bauen, mit welcher das Louvre der Kirche St. Germain l'Auxerrois gegenübersteht, und die ein Meisterstück des Architekten Perrault war. Unter den spätern Regierungen kamen nur geringe Einzelheiten zur Ausführung, und auch Napoleon I., der unter die Mitbewerber um die Vollendung des Louvre eintrat, legte nur einige weitere Schritte darin zurück, indem er an der gegen die Rue de Rivoli hingewendeten Seite noch die große Lücke zwischen der Rue de Rivoli und dem alten Louvre offen ließ.

Dem Kaiser Louis Napoleon war es in der That vorbehalten, dieses Bauwerk so vieler Zeiten und Männer mit seiner energischen Hand und unter den Gesichtspunkten, die er damit verknüpfte, zu Ende zu führen.

Es konnte dies nur mit den ungeheuersten Kraftanstrengungen gelingen, da allein ein ganzes Stadtviertel niedergerissen werden mußte, theils um den nöthigen Platz zum Ausgreifen des Baues zu gewinnen, theils um eine Umgebung zu schaffen, welche für

die Wirkung des ganzen Riesenbaues angemessen sein konnte. Die Schwierigkeiten waren aber nicht nur räumliche, sondern auch symmetrische und künstlerische, indem der Parallelismus der beiden Paläste des Louvre und der Tuilerien nicht vollständig gegeben war, sondern ursprünglich so auseinander lag, daß ein Zwischenbau, der Louvre und Tuilerien in einer rücksichtslos gezogenen Linie mit den Endpuncten ihrer beiden Fronten vereinigt hätte, ein durchaus unzulässiges Viereck von nicht parallelen und ungleichen Seiten hervorgerufen haben würde. Um diesen Mangel des Parallelismus zu überwinden und zu verdecken, kam es daher auf künstliche Machinationen der Architektur an, die, wenn sie glücken sollten, zugleich im würdigsten Stil ausgeführt werden mußten. Dem alten Louvre wurden zunächst nach dem Carrouselplatze hinaus zwei Flügel angebaut, um ihn an die von den Tuilerien ausgehende Linie des Verbindungsbaues hinanzuführen, welche sehr seitwärts von der Façade des Louvre dort eintreffen mußte. Diese Flügel waren durch einen bedeutenden Zwischenraum von einander getrennt, und enden in zwei Pavillons, welche wiederum durch einen Seitenbau mit den die äußere Umgränzung des Platzes bildenden Gebäuden verbunden worden. Auch andere täuschende Combinationen, die perspectivische Wirkung des großen Carrousel-

Platzes, und die auf demselben angelegten hochbepflanzten Square's, dienen dazu, das Auge des Beschauers auf denjenigen Puncten zu täuschen, auf denen der ursprüngliche Mangel der Symmetrie und Parallele nicht vollständig durch die Architektur selbst überbaut werden konnte.

So ist es auch hier ein großartiges Schwindel-System, welches, mit tiefster Einsicht und Kunst, die der erhabensten Schöpfung sich vermißt, zugleich eine erfinderische und doch kleinliche Maskirung und Täuschung verbindet, durch welche der gewaltigste Bau ausgerichtet, und zu einem seine inneren Mängel und Widersprüche einheitlich bemeisternden Effect vollendet wird. Das napoleonische System ist hier Architektur geworden, und man bewundert die macchiavellistische Kunst auch an Louis Napoleon als Baumeister, wie er gerade erscheinen läßt, was schief ist, wie er das Sein durch den Schein meistert, und durch allerlei Maskirungen, Füllstücke, Flügel und Pavillons die Disharmonie zwingt, sich in Harmonie zu verkleiden und einen das Auge und die Sinne befriedigenden Zustand nach allen Seiten hin darzustellen. Nichtsdestoweniger aber fehlt es nicht an Momenten der Anschauung, wo der Blick in die künstliche Gezwungenheit des Werkes eindringt, und die vielfach auseinander springenden Theile, die Verschiedenheit

der Axen und der Widerſpruch zwiſchen den beiden jetzt vereinigten Hauptgebäuden ſich unwillkürlich geltend macht.

Der Bau, ſo ſchön und groß er in ſeiner Vollendung unläugbar iſt, ſcheint aber auf die Pariſer ſelbſt nicht den gewünſchten Eindruck gemacht zu haben, und wo man eine unbedingte Bewunderung erwartet haben ſollte, hört man Gloſſen, die eigentlich einen ſehr ſpitzen Sinn haben. Man findet in Paris, daß die neue Prachtſchöpfung durchaus wie das Werk eines reichgewordenen Parvenu erſcheine, der ein Uebermaaß an Schmuck, Zierrathen und geſuchten Effecten zuſammengebracht, um es aller Welt zu zeigen und an den Kopf zu werfen, was er vermag und mit ſeinem Geld und ſeiner bewundernswürdigen Pfiffigkeit ausgerichtet hat. In der That iſt die Ueberladung, der prunkſüchtige Aufwand, die in Ueberfülle angebrachten Verzierungen, Figuren und Bildhauer-Arbeiten, der charakteriſtiſche Stil dieſer Neubauten geworden, der zugleich, da eine Uebereinſtimmung hervorgerufen werden ſollte, in die Façade des alten Louvre hinübergegriffen und derſelben ihre frühere einfache Gediegenheit abgewonnen hat, um ſie in denſelben abſichtsvollen und romantiſch ſchwülſtigen Charakter des neuen Werkes zu verwandeln. Louis Napoleon hat ſich zwar ſelber in ſeiner heutigen Kaiſerſtellung als

Parvenu bezeichnet, aber es wird ihm ſchwerlich angenehm geweſen ſein, wenn ihm zu Ohren gekommen, daß die Pariſer dieſen Charakter, den er ſich einſt mit genialem Freimuth beigelegt, auch auf ſeine Beſtrebungen und Verdienſte um den Neubau der nationalen Monumente anwenden wollen. Auch fragt es ſich, wie weit man hier den Kaiſer für den Baumeiſter in Anſpruch nehmen darf, aber Louis Napoleon iſt in Allem, was in ſeinem Reich geſchieht, ein zu ſelbſtändig und ausſchließlich mitwirkender Geiſt, als daß es noch irgendwo andere Verantwortlichkeiten geben könnte, als die ſeinige. Ein außerordentliches Werk hat er aber jedenfalls in dieſer Vollendung des Louvre vollbracht, wenn auch der äußerlichen Decoration und dem Effect der Arabesken darin ein zu großer Spielraum gegönnt worden iſt. Man hat mit Recht bemerkt, daß ſich vorherrſchend der Charakter der Illuſtration in dieſem Bauwerk ausprägt, und dies wäre der Charakter der Zeit, der am liebſten allen Inhalt verbildert, und jede Sache nur noch ſo weit vertragen kann, als ſie ſich in einer ſpieleriſchen Arabeske darſtellen läßt. Louis Napoleon iſt alſo auch hierin der zeitgemäßeſte Mann der heutigen Epoche, und wenn dieſelbe nicht im Widerſtand gegen ihn ihr beſſeres Sein wieder zu gewinnen weiß, ſo iſt ſie an ihn und an ſeine dann wohlbe-

gründete und wohlverdiente Univerſalherrſchaft unrettbar verfallen.

Der Kaiſer iſt aber keineswegs einſeitig bemüht, die öffentlichen Monumente der Nation zu pflegen und auszubauen. Wie er gern auch die ganze Vergangenheit der Nation zu dem Empire hinanführen und in demſelben zu ihrem eigentlichen Höhepunct erhoben ſehen möchte, ſo ſollen die ſchützenden Kaiſer-Flügel ebenſo ſehr über die Revolution wie über die alte Dynaſtie ſich hinabſenken, und die Denkmäler der einen wie der andern behüten. So läßt Louis Napoleon auch als baulicher Erneuerer von Paris gleichzeitig auf allen Standpuncten arbeiten, und iſt jetzt auch als Reſtaurator jener wunderbaren Märtyrer-Kapelle aufgetreten, die dem Andenken Ludwigs XVI. und ſeiner Königin Marie Antoinette in Paris geweiht iſt.

Es iſt dies die Sühne-Kapelle (chapelle expiatoire) in der Rue d'Anjou. Dieſe Kapelle liegt in einem ſtillen, kaum auffindbaren Verſteck, unweit der Madeleine-Kirche, auf einem durch ein eiſernes Gitter verſchloſſenen Platz, auf welchem die Rue d'Anjou St. Honoré und die Rue de l'Arcade ſich durchſchneiden. Dies Monument iſt das wunderbarſte und ergreifendſte, welches die franzöſiſche Hauptſtadt in ihrem Schooße birgt. Jeder Mann aus dem Volke, den man unter-

wegs nach der Chapelle expiatoire fragt, weiß die genaueſten Nachweiſe darüber zu geben. Aber ſie wird von Fremden und Einheimiſchen nur äußerſt ſelten beſucht, und Viele reiſen von Paris wieder ab, ohne den melancholiſchen Ort geſehen zu haben, an dem Ludwig XVI. und Marie Antoinette ihre verborgenen Altäre gefunden. Die Marmorbilder des Königs und der Königin ſtehen dort, im düſtern Schatten der Niſchen, und beleben die unausſprechliche Einſamkeit, die hier herrſcht, mit ihren Klagegeſtalten, welche die letzten Lebensmomente des unglücklichen Paars ausdrücken. Die ganze, menſchheiterſchütternde Schwermuth der Revolution umfließt dieſen Ort, und die Empfindungen und Mahnungen, die er verbreitet, ſind ſo unerträglich, daß man ſeine Verlaſſenheit mitten in den Lebensſtrudeln von Paris begreifen kann.

Der Haupt-Eingang zu der Kapelle iſt von der Rue de l'Arcade. Man tritt durch eine eiſerne Pforte zuerſt auf einen Platz, welcher von einer Mauer umhegt iſt, an deren innerem Rande ſich eine Reihe hoher Cypreſſen hinzieht. Das Gebäude, auf welches der Weg hinführt, iſt klein, aber in einem anziehenden, freundlich modernen Bauſtil. Man ahnt den unheimlichen, über alle Maaßen traurigen und bedeutungsſchweren Inhalt noch nicht, wenn man dar-

auf zuschreitet. Das kleine Haus liegt fast in einer stillen und beruhigenden Heiterkeit vor uns. Auf der Spitze seines Portals flattert die moderne dreifarbige Fahne, mit deren Falten der Wind im Sonnenschein spielt. Die Kapelle ist immer verschlossen. Man muß sich jedesmal erst an den Concierge wenden, um Einlaß zu erhalten.

Die Kapelle wird in diesem Augenblick an den Wänden und am Plafond restaurirt. Es regnete durch in der Sühne-Kapelle Ludwigs XVI. und Marie Antoinette's, da die drei Kuppeln, welche das eigentliche Kapellen-Dach bedecken, schadhaft geworden waren. Man hat begonnen, kupferne Kappen auf diese drei Dome zu legen, und damit die Feuchtigkeit nicht mehr dem schon angegriffenen Gewölbe schaden könne, hat man ein leichtes Werk von Eisenstäben unter die metallene Decke geschoben. Es ist dadurch eine bedeutende Arbeit entstanden, welche der Kaiser zur sorgfältigsten Ausführung befohlen, da die Kapelle schon zu wiederholten Malen einer Restauration bedurft hat, und Louis Napoleon einen großen Werth darauf legen will, daß dies Denkmal des königlichen Martyriums für die Nation erhalten bleibe. Der Cäsar der Principien von 1789 will das Heiligthum der Stätte erhalten, auf welcher die

königlichen Opfer, die den Principien von 1789 fielen, ihre erste Grabesruhe fanden.

Dies wunderbare Denkmal erscheint als ein sehr schmerzlich beredter Ankläger der Revolution und der Ideen von 1789, aber keine Folge-Revolution hat es zu zerstören gewagt. Versteckt und beschwiegen, wie ein geheimnißvolles Mysterium, dessen Inhalt Jeder zu lösen scheut, ist es in dem Straßen-Labyrinth von Paris stehen geblieben. Keine Regierung von Frankreich hat die Hand an dies eigentliche Mausoleum der Revolution zu legen gewagt, und das zweite Kaiserthum muß sich angelegentlichst mit seiner Restauration beschäftigen.

Eine Inschrift über dem Portal giebt uns zuerst einige ganz historische Worte über den Hergang mit dieser Grabesstätte. Sie lautet:

„Le Roi Louis XVIII. à élévé ce monument pour consacrer ce lieu, où les dépouilles mortelles du Roi Louis XVI. et de la Reine Marie Antoinette, transférées le 21. Janvier 1815 dans la sépulture Royale de St. Denis, ont réposé pendant XXI. ans. Il a été achévé la deuxième année du règne du Roi Charles X., l'an de Grâce 1826.“*)

*) „Der König Ludwig XVIII. hat dies Monument aufgerichtet, um diesen Ort zu weihen, wo die sterblichen Ueberreste des Königs Ludwig XVI. und der Königin Marie An-

Wenn man Einlaß durch die Pforte gefunden, tritt man zuerſt einige Treppenſtufen hinauf, in einen kleinen, freundlichen, mit grünen Beeten und Epheugeſchlingen ausgelegten Garten, den man durchſchreitet, um zu dem Mauſoleum zu gelangen. Dieſe Raſenplätze zur Linken und Rechten, an denen man mit eigenthümlichen Gefühlen vorübergeht, bedecken zum Theil die Ueberreſte der am 10. Auguſt gefallenen treuen Schweizer und Gardes du Corps. Die zu beiden Seiten des ganzen Gebäudes umherlaufende Gallerie deutet mit langen ſchwarzen Marmortafeln, die aber ohne Inſchrift ſind, ganz ſtumm, und doch mit einer trauervollen Beredſamkeit, auf dieſe Grabeserinnerungen hin. Dieſe namenloſen Gebeine, die hier noch wirklich ruhen, lagen zuerſt auf dem benachbarten Kirchhof der Madeleine eingeſcharrt und fanden dann hier ihre um das Königspaar ſich gruppirende Beiſetzung.

Die Kapelle ſelbſt, die am Ende des kleinen Gräber-Gartens liegt, iſt von weißem, etwas angedunkeltem Marmor. Ludwig XVIII. ließ ſie von den Architekten Percier und Fontaine errichten. Hier war es, wo Ludwig XVI. und Marie Antoinette, nachdem ihre Häupter auf dem Blutgerüſt gefallen

---

toinette, die am 21. Januar 1815 in das Königsbegräbniß von St. Denis geführt wurden, 21 Jahre hindurch geruht haben. Es wurde vollendet im zweiten Jahre der Regierung des Königs Charles X., im Jahr der Gnade 1826."

waren, zuerst in einer Grube voll ungelöschten Kalks beerdigt wurden.

Die Kapelle ist klein und niedrig. Die Enge des Gemachs, in welches man eintritt, steigert die unendliche Schwüle, die hier herrscht, zu einer athemlosen Beklommenheit. Von einer Pracht der Ausstattung und Verzierung ist hier nirgend die Rede. Diese Erinnerungen können keinen äußeren Aufwand vertragen. Man erblickt zuerst der Eingangsthür gegenüber an der Hinterwand einen einfachen Altar, vor dem in der Mitte der Kapelle einige Betstühle stehen. Einiger Minuten bedarf es, um aus der Dämmerung der Kapelle die Bilder des großen Leidens links und rechts emporsteigen zu sehen. Jetzt erblickt man, überrascht und betroffen, wie vom Blitz gerührt, zu beiden Seiten des Altars in den Wandnischen zwei Marmorgruppen.

Die Gruppe links zeigt uns die Königin Marie Antoinette in einer wundervollen, hinreißenden Ausführung. Der Körper, schön und edel gestaltet, beugt sich halb knieend rückwärts, den königlichen Mantel von sich abgleiten lassend. Von dem herrlichen Kopf hat sich die Krone gelöst. Die Schwere der letzten Stunde ist mit ihrem ganzen fürchterlichen Gewicht auf das schmerzdurchbebte Weib, auf die in Bitterniß und Schmach endigende Königin herabgesunken. Der schöne Körper könnte fast zu üppig und voll

ausgeführt erscheinen, aber es ist dies eine Wahrheit, welche Cortot, der Schöpfer dieses Bildwerkes, ebenso charakteristisch festhalten zu müssen glaubte, als es neuerdings Delaroche in seinem meisterhaften Bilde der Königin gethan, worin zwar das Haar in Folge aller ihrer Leiden und Schreckniſſe gebleicht erscheint, die Schönheit und Fülle der Körperformen aber in ungebrochener Kraft ausgedrückt ist. Die Künstler haben aber darin nur der Natur Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn Marie Antoinette verlor den Reiz und die Jugendfrische ihrer Gestalt auch unter den Einwirkungen ihrer schreckensvollsten Lebensmomente nicht.

Madame Elisabeth, in einer allegorischen Auffassung die Religion vorstellend, steht in dieser Gruppe Cortot's neben der Königin und weist dieselbe auf das Kreuz hin, welches sie in ihren Armen trägt. Auf einer Tafel am Postament der Gruppe steht der rührende Brief der Königin an Madame Elisabeth vom 16. Oktober 1793 eingezeichnet.

In der gerade gegenüberstehenden Nische zur rechten Seite des Altars erblickt man die Marmorgestalt Ludwigs XVI., der ebenfalls in dem traurigen, tief erschütternden Ausdruck seiner letzten Lebensmomente dargebildet ist. Ludwig, im königlichen Gewande, liegt auf seine Kniee niedergeworfen, mit einer wunderbaren Ausbreitung der Arme, die von seiner Brust gen Himmel sich emporstrecken in der Haltung des

Gerechten, und die ſagen zu wollen ſcheinen: Was hätte ich denn noch thun ſollen? Habe ich denn nicht Alles, Alles gethan?

Der Prieſter ſteht hinter ihm, als Engel mit Flügeln dargeſtellt und verweiſt den troſtlos zuſammengeſunkenen König auf den Himmel. Auf dem Fußgeſtell der Statue iſt das ganze Teſtament Ludwigs XVI. mit ſeinen einfachen, klaren, gerechten Worten eingegraben. Einen rührenderen und überwältigenderen Gegenſtand hat die bildende Kunſt ſeit der Laokoons-Gruppe nicht darzuſtellen gehabt. Dieſes Bildwerk iſt von dem Baron Boſiot, welcher darin ein bedeutendes Talent entfaltet hat, durch die Sculptur eine ſo hinreißende und bewegliche Innerlichkeit auszudrücken, die dem Stein die Sprache der Poeſie und die Leidenſchaft der Tragödie eingehaucht hat.

Dann geht man zehn Stufen hinunter in das Grabgewölbe, wo die einſtige und erſte Ruheſtelle der königlichen Aſche war, bezeichnet durch den hier noch befindlichen alten Altar von Stein, der damals die erſte Beiſetzung der Ueberbleibſel des Königspaares deckte. Jetzt ſteht dieſer Altar unter einer Roſette, die ſeltſame bunte Lichter über dieſen vom Verhängniß gezeichneten Raum ausſtreut. Es iſt dies das Kalkloch, welches die erſte Grundlage dieſes rührenden Mauſoleums wurde, und man hat es jetzt wie ein tiefes Geheimniß in den Kellern dieſes Gebäudes bewahrt.

Einundzwanzig Jahre lang hatten hier die Gebeine der Hingerichteten gelegen. Es schien ein Zufall, daß man unter Ludwig XVIII. sie wiedergefunden und eine Entdeckung des Tages an ihnen gemacht hatte. Sobald die Kunde erschollen war, daß Frankreich sich wieder im Besitz dieser fast zu einer Mythe gewordenen Asche befinde, vereinigten sich zugleich die Wünsche aller Parteien für ein königliches Grabmal, das den beiden großen Schlachtopfern der Revolution bereitet werden solle. Man beschloß, daß diese Ueberreste der Revolution in den Gewölben der Königsgräber von Saint-Denis feierlich und unter Begehung einer großartigen Sühne-Ceremonie beigesetzt werden sollten, und der 21. Januar wurde, als der Jahrestag des unglücklichen Ereignisses, dazu angesetzt. Am 20. Januar wurde die vergessen gewesene Gruft geöffnet, und alle Prinzen des königlichen Hauses kamen, um diese erschütternden Reliquien des Königthums anzubeten und dabei, man weiß nicht welche, Gelübde zu thun. Als aber am Tage des 21. Januar die Prozession, mit welcher man die Asche durch die Straßen von Paris dahingeleitete, an dem Boulevard Montmartre anlangte, stieß die Königskrone, die über dem Leichenwagen angebracht war, auf unbegreifliche Weise gegen den Laternenpfahl der Straßen-Ecke, fiel in den hartgefrorenen Schnee der Straße herunter, und zerbrach dort in mehrere Stücke. Zwei

Monate darauf, aber an demselben Tage, ging die Krone Ludwigs XVIII. wieder auf das Haupt Napoleons über.*)

Die Berührung dieser Asche scheint kein Glück zu bringen, so viel Segen man auch sonst von den Gebeinen der Märtyrer ausfließen zu sehen gewohnt ist. In der Geschichte und Politik kann man nicht ganz ohne Aberglauben fertig werden, und Louis Napoleon, der größte Politiker der neueren Zeit, hat auf seiner ganzen Laufbahn und in allen Zeichen und Wundern, die er auf derselben befolgte, stets am meisten den Hang zum Aberglauben bewiesen. Dagegen hat es ihn nicht geschreckt, sich fürsorglich mit dem Andenken Ludwigs XVI. und Marie Antoinette's zu beschäftigen, und noch ihre schmerzlich belebten Marmorbilder vor dem Durchregnen zu schützen.

Will aber der napoleonische Kaiser-Adler seine Flügel schützend über alle nationalen Elemente von Frankreich ausbreiten, so kann man auch von ihm erwarten, daß er der Asche eines andern königlichen Märtyrers, nämlich Louis Philipps, einst ihr heimathliches Recht widerfahren lassen werde. Die irdischen Ueberreste des unglücklichen Bürgerkönigs ruhen noch auf englischem Boden, in Weybridge, einem Ort, welcher Privateigenthum zweier englischen Damen ist.

---

*) Mémoires d'une femme de qualite. II. 67.

In der That war vor einiger Zeit davon die Rede, daß Louis Napoleon, wahrscheinlich um die Sicherheit seiner Herrschaft nach allen Seiten hin zu beweisen, auch an die Zurückholung der Asche Louis Philipps nach Frankreich gedacht habe, so wie Louis Philipp einst die Asche Napoleons I. über das Meer herüber in den Dom der französischen Invaliden holen ließ. Louis Philipp sah damals in dieser Asche auch nur eine nationale Reliquie, die er mit Bourgeois-Pietät zu den übrigen öffentlichen Denkmälern des französischen Volkes legen wollte. Aber die Sicherheit seiner eigenen Herrschaft wurde damit so wenig bewiesen, daß Louis Philipp (welcher doch nur der mit einem blauen Auge davongekommene Ludwig XVI. ist) bald selbst nur das Grab auf fremdem Boden für sein flüchtiges Haupt suchen mußte.

Es ist jedenfalls gefährlich, mit solchen Dingen zu spielen, aber Louis Napoleon wird wahrscheinlich nach dem Attentat vom 14. Januar ebenso wenig mit legitimistischen und orleanistischen Elementen, als mit dem Freiheits-Cultus mehr spielen, da es sich von jetzt an nur um den blanken Säbel auf dem Nacken der Nation handeln wird!

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstr. 9.

Bd I/II

80-153-ET

Stanford University Libraries

3 6105 010 563 612

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE